

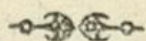
Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Eisner.

Fünfundachtzigster Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1846.

Andreas,
der Savoyarde.

Von

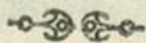
Paul de Koch.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Eisner.

Dritter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1846.

Handbuch

der Naturgeschichte

von

Paul de Meuse

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Glaser

Dritter Theil



Stuttgart

Speicher, Neiger & Müller

1810

Erstes Kapitel.

Schelmstücke des Herrn Rossignol.

Als ich erwache, liegt Alles noch in tiefer Ruhe im Hotel und doch scheint die Sonne freundlich am Himmel. Ich stehe auf, sehe zum Fenster hinaus, aber Niemand zeigt sich, das Haus ist wie ausgestorben. Ich habe große Lust, zu Vater Bernhard zu gehen, den ich seit vorgestern nicht gesehen; ich weiß gewiß, Nanette ist böse auf mich. Madame hat ja gesagt, ich dürfe meine Freunde besuchen, wann ich wolle, so will ich denn hin zum Wasserträger; ich halt's nicht länger aus im Zimmer.

Ich gehe hinaus, steige die erste, zweite Treppe hinunter und bin jetzt auf dem Hofe. Auch hier Niemand, kein Bedienter, keine Seele! Wie sie lange schlafen in diesem Hause! O weh, die Hofthüre ist verschlossen und der Portier träumt noch in seinen Federn. Was fange ich an? Ich möchte so gern hinaus! Ich spaziere auf dem weiten Hofe hin und her in die Länge und Breite, blicke sehnsüchtig zu den Fenstern auf, aber keines öffnet sich. Ich huste, als ich an der Wohnung des Portiers vorübergehe, fasse dann Muth und klopfe ein-, zweimal leise an die Scheiben. Niemand hört mich.

So muß ich denn in meine Kammer zurück. Das große Haus widert mich an, denn es kommt mir wie ein Gefängniß vor. Wer weiß, ob die Leute nicht zwei oder drei Stunden so fort schlafen, während ich mit der Schwester so fröhlich sein könnte? Oben im zweiten Stock bleibe ich vor einer Thüre stehen, der meinigen gegenüber. Mir fällt ein, Madame hat gesagt, hier wohne Mamsell Lucilie.

Das junge Kammermädchen ist so freundlich gegen mich, sie wird es gewiß nicht übel deuten, wenn ich sie bitte, mich hinauszulassen. Sie hat ja mehr als einmal gesagt: sie sei nach Madame die Herrin im Hause. Einer so hübschen Frau gegenüber ist man viel muthiger: sie haben so was Liebenswürdigen, Angenehmes, Bezauberndes. Es kommt mir vor, als fühle ich ihren Einfluß, denn ohne Anstand klopfe ich an Mamsell Luciliens Thüre.

Die jungen Mädchen haben einen leichten Schlaf. Gleich darauf höre ich Tritte vor der Thüre im Zimmer.

„Wer klopft?“ fragt es drinnen.

„Ich bin's, Mamsell: Andreas.“

„Wie? schon auf, Andreas? Märchen, was fällt Dir ein. Wir stehen erst um acht Uhr auf und die Herrschaft um neun. Was willst Du so früh?“

„Ich möchte zum Vater Bernhard. Er und Nannette sind längst auf.“

„So geh', wer hindert Dich?“

„Die Thüre ist zu und der Portier schläft noch. Ich habe zweimal an's Fenster geklopft. Wie komme

ich hinaus? O, Mamsell Lucilie, öffnen Sie mir die Hausthüre, ich bitte schön.

„Mein Gott, wenn das Kindervolk sich was in den Kopf setzt . . . schlafe so sanft und da stört er mich aus dem Morgentraum. Aber warte, ich kann Dir nicht im Hemde öffnen.“

„Danke Ihnen, Mamsell, ich will warten.“

Lucilie ist flink: nach zwei Minuten öffnet sie die Thüre, im Unterröckchen, Nachtleibchen und einem zierlichen Tuche von Seide um den Kopf. Ich bin erst zwölfthalb Jahre alt, dennoch muß ich erröthen, ich weiß nicht warum, als ich sie in diesem einfachen Neglige sehe, das ihr allerliebste steht. Mamsell Lucilie zählt erst achtzehn Jahre, ist schlank gewachsen, hat ziemlich volle Formen, ein schneeweißes Bein, wunderniedlichen Fuß, lebhaft, schelmische Augen, ein Stumpfnäschen und frischen Mund. Sie ist keine Schönheit, aber ein niedlich Gesichtchen, das Einem allerlei Gedanken machen kann. Dabei hat sie ganz die Tournüre einer Grisette, daß sie vieler vornehmen Damen Neid erregen und manchem ehrlichen Manne den Kopf verrücken dürfte.

Ich stehe wie begossen vor ihr, die Augen niedergeschlagen. Sie lacht laut über mein linkisch verlegenes Wesen; fast glaube ich, sie hat die Ursache davon errathen. Dann geht sie flink an mir vorüber und hüpfst die Stufen hinab.

„Komm' doch, Schelmchen,“ ruft sie mir zu.

„Woran denkt er, he?“

Ich dachte nichts, aber mir war recht wohl, weiß

selbst nicht warum! Ihr Staunen weckt mich aus dieser Art von Betäubung und ich folge ihr. Unten bei der Loge des Portiers zeigt sie mir eine Schnur und sagt: „Daran zieht man, wenn man ein oder aus will.“ Kaum habe ich an der Schnur gezogen, so öffnet sich das Hofthor. Wie fröhlich sprang ich auf die Gasse hinaus. „Bleibe nicht zu lange aus, Andreas!“ ruft mir Lucilie nach. Aber ich höre nicht; ich bin schon weit weg.

In Kurzem stehe ich vor Vater Bernhards Thüre. Der gute Auvergnat suchte Nanette zu trösten, die schon glaubte, ich werde nie wiederkommen, weil ich einen Tag lang ausgeblieben. Meine Ankunft verscheuchte alle Traurigkeit; ich erzählte ihnen haarklein, wie es mir den Tag zuvor gegangen.

„Sei recht artig und gehorsam,“ ermahnt der brave Wasserträger; „die vornehme Dame verdient es um Dich, Andreas. Du schwimmst jetzt oben auf dem Strome des Glückes, Andreas, Du brauchst Dich bloß forttragen zu lassen von ihm.“

Dann geht Vater Bernhard an die Arbeit, während ich bis neun Uhr bei Nanette bleibe. Wie schnell vergeht mir die Zeit bei ihr! Die gute Schwester hat mich so gerne um sich.

„Wenn Du erst ein großer Herr bist,“ sagte sie, „dann vergiß uns nicht, Andreas, und behalte uns lieb.“

Ich verspreche Nanette, sie alle Morgen zu besuchen. Das erheitert sie wieder etwas und sie nimmt

weniger traurig Abschied von mir. Auf dem Rückwege fällt mir ein, noch bei dem guten Herrn Dermilly vorzugehen.

„Ich erwartete Dich,“ sagte er mir, als ich in's Zimmer trat. „Komme jeden Tag, wenn ich nicht in's Hotel gehe.“

Dann erzähle ich ihm von meiner Beschützerin und ihrer Güte gegen mich. Er scheint gerne von Madame reden zu hören, und das wundert mich nicht; sie ist ja so gut!

Im Hotel bemerke ich, daß die Bedienten mich verstohlen ansahen und höre, wie sie sich in's Ohr zischeln:

„Das ist der Schützling von Madame.“

Dann grüßen sie mich sehr höflich und scheinen überrascht, als ich ihren Gruß eben so höflich erwiderte. Ist das nicht billig, daß man wieder grüßt, wenn man gegrüßt wird?

Die gnädige Frau läßt mich rufen; ich erzähle ihr Alles, was ich gethan habe. Als ich auf meinen Besuch bei Herrn Dermilly zu sprechen komme, muß ich jedes seiner Worte wiederholen, worauf sie mich ermahnt, recht oft zu ihm zu gehen. Ich will ihr danken für die schöne Börse, die sie mir geschenkt hat, aber sie sagt:

„Wende das Geld nützlich an, das ist der beste Dank. Du bekommst jeden Monat ebensoviel.“

Meine Tagesordnung ist folgende: bis vier Uhr arbeite ich auf meinem Zimmer, wohin auch meine Lehrer kommen; dann gehe ich zur gnädigen Frau

hinunter und bleibe da bis zur Essenszeit; nach Tisch gehe ich wieder hinunter und spiele mit Adolphine, ausgenommen wenn Madame in Gesellschaft geht oder Gesellschaft bei sich hat.

Die ersten Tage nach dieser neuen Einrichtung scheinen mir entsetzlich lange und öde. Die sitzende Arbeit ist mir ganz was Neues. Aber der Wunsch, mich dankbar zu beweisen für die viele Güte, die ich hier genieße, läßt mich den Widerwillen gegen das Lernen bald überwinden. Ich will ihr durch Eifer und Fleiß zeigen, daß ich ihrer Wohlthaten nicht unwürdig bin. In Kurzem habe ich das Lernen ordentlich lieb gewonnen: ich finde darin eine neue Quelle von Vergnügen; es geht mir ein neues Licht auf. Ich fühle, wie mein Verstand sich erweitert, meine Urtheilskraft sich stärkt, wie eine Menge von Gedanken sich mir im Kopfe anhäuft. Ich fange an, die süßen Früchte der Arbeit zu schmecken. Je mehr ich arbeite, um so mehr fühle ich den Werth der Erziehung.

Die gute Gräfin sieht meine Fortschritte mit innigem Vergnügen. Das verdoppelt meinen Eifer. Auch Herr Vermilly läßt es nicht an Ermunterungen fehlen: er sagt, ich könne Alles, was ich recht wolle. Wenn ich mit der kleinen Adolphine plaudere, hört sie nicht mehr die groben Fehler in meiner Sprache wie früher, obgleich sie mich nie deswegen auslacht. Das liebe Kind ist eben so gut als ihre Mutter. Bei jeder Erzählung von einem neuen Unglücksfall treten ihr die hellen Thränen in's Auge und sie ruht

nicht eher, bis man verspricht, dem Armen zu helfen. Sie heißt mich ihren kleinen Andreas. Hat sie was nicht gut gemacht, so droht man ihr: „heute Abend darfst Du nicht mit Andreas spielen,“ und gleich gibt sie sich alle erdenkliche Mühe.

Fast jeden Morgen gehe ich zum Vater Bernhard. Die Erziehung hat meine Sprache und Sitten sehr verändert, aber mein Herz, fühle ich, ist das alte geblieben und soll es bleiben. Ich habe meine Freunde nach wie vor gleich lieb. Wenn oft Nanette seufzt: „Sie machen aus Dir einen vornehmen Herrn, Andreas; bist Du erst klug und gelehrt, so wirst Du uns arme Leute auslachen,“ dann nehme ich sie in meine Arme und suche ihr begreiflich zu machen, daß Geist und Herz zwei Dinge sind, die uns kein Gold der Erde geben oder nehmen kann.

Ich bin jetzt sechs Monate im Hause des Herrn Grafen und doch habe ich ihn erst zweimal zu Gesicht bekommen. Er sah mich höhnisch an, brummte Etwas zwischen den Zähnen und liebte dann seinen Hund. Gottlob, daß ich ihn nur so selten sehe. Aber das kommt, weil ich mich schnell auf mein Zimmer flüchte, sobald ich Cäsar vor der Thüre der Frau Gräfin bellen höre; dann, weiß ich, ist der Herr Graf im Anzuge.

Mamsell Lucille ist immer gleich gefällig gegen mich. Ich habe längst bemerkt, daß man mit ihrer Gunst Alles durchsetzen kann im Hause. Der Portier murrte über mein frühes Ausgehen, weil es ihn aus seiner Morgenruhe störte, bis Mamsell Lucille ihm

bedeutete, daß ich ausgehen könne, wenn ich wolle. Der Herr Intendant erlaubte sich allerhand spöttische Bemerkungen über mich, bis Mamsell Lucilie drohte, sie werde es der gnädigen Frau sagen. Und so weiter. Alle im Hause stehen unter dem Pantoffel des jungen Kammermädchens. Es gibt tausend Dinge, womit die Herren sich nicht befassen können, aber der Zofe entgeht Nichts. Ich merke, wer es bei der Gräfin gut haben will, der muß die Kleine zu gewinnen suchen.

Durch die Güte meiner Beschützerin bin ich jetzt im Besitz von fast neun Louisd'or, die ich nach und nach mir ersparte, dem Rath Luciliens gehorsam. Ich bin fest entschlossen, Nanette ein hübsches Geschenk zu machen, weiß aber noch nicht was? Für die gute Mutter ist auf lange Zeit gesorgt. So ist es meine Pflicht, mich denen dankbar zu erweisen, die bei meiner Ankunft in Paris so menschenfreundlich mich aufnahmen. Das kann die gute Mutter nur billigen. Die Summe, die ich habe, ist ziemlich groß; aber was kaufe ich? In meinem Alter wird man leicht betrogen, und ich thäte besser, Mamsell Lucilie um Rath zu fragen, aber ich bin überzeugt, ein Geschenk, das ich selber auswähle, gefällt Nanette ungleich besser.

So oft ich ausgehe, nehme ich die Börse mit. Ich bleibe vor den Läden stehen und betrachte mir all' die tausend Herrlichkeiten, die Hüte, Tücher, Kleider u. s. w., aber das Alles ist nichts für Nanette. Ich kaufte ihr gerne eine hübsche Uhr, aber

kann man die für acht Louisd'or haben? Mir dünkt, die muß theurer sein.

Eines Morgens bleibe ich auf meinem Wege zu Herrn Dermilly vor einem schönen Uhrmacherladen stehen und denke daran, für Nanette eine Uhr zu kaufen, als ich vor der Thüre des Malers dicht daneben einen Mann auf- und abgehen sehe, der eine lange Schachtel von weißem Holz unter dem Arme trägt und ein lustig Liedchen trillert.

An Gang, Haltung, Stimme, an den schmierigen Kleidern und dem schäbigen, über's linke Ohr hängenden Hut erkenne ich auf der Stelle Herrn Rossignol, das schönste Modell in Europa, den Küchen- dieb und Suppenschlecker, den Schrecken der alten Therese.

Rossignol sieht mich an von Kopf bis zu Fuß, kommt, den Bambus schwingend, auf mich zu, und lächelt wie Einer, der einen alten Bekannten wiederfindet.

„Bist Du's, Kleiner? Meiner Seel'! ja. Sind alte Bekannte von oben im Atelier, weißt Du? . . . Alle Wetter, wie schön wir sind. Die Noblesse im Stil . . . gelt, Du bist obenauf, Junge? Modeln wir für einen Mylord Kunstkennner, he?“

„Nein, Herr, ich modle nicht.“

„S'ist nicht recht, Junge, bist wie geschaffen für's Modeln, gut gewachsen, schlank . . . wie 'n Apollo. Modeln, Freund, modeln, wirf Dich auf die schönen Künste, weiter brauchst Nichts zum Glück. Sieh' mich an, werd' Artist, Künstler. Die Künste, merk' Dir, sind

für's Leben, was die Sonne für die jungen Erbsen ist: sie machen das Leben zuckersüß. Ein Künstler ist frei wie der Vogel in der Luft. Notabene, so lange er Geld hat und nicht auf dem Hund ist, wie ich in dieser Viertelstunde.

Und kommt der Wechsel heute,
So sind wir reiche Leute,
Doch morgen ist's vorbei,
Ja vorbei, lalala! . . .

Nur nicht ängstlich, mein Freundchen! Die Herren Maler haben meist eben so komische Einfälle, kein Geld zu haben, wie die Herren Studenten. Sie geben das Antike auf und malen lieber Hosen als das nackte Fleisch. Nur immer wieder zur alten classischen Schule zurückgekehrt! Griechen und Römer sind und bleiben 'mal das auserwählte Volk Gottes. Bitte Dich, Freundchen, wie kann man einen Menschen in Hosen und Stiefeln vergleichen mit solchem Torso, solchen Beinen, so riesenfesten Muskeln! Und bis die Antiken wieder aus dem Grabe auferstehen, spaziere ich hier auf und ab. Ich will Herrn Dermilly meine Aufwartung machen, hier auf der Straße. Er hat die kleine Controverse von neulich längst vergessen, aber die alte Therese nicht. . . sie ist capabel und schüttet mir das Spülwasser in's Gesicht, wenn ich den Kopf durch die Thüre stecke. So will ich hier auf der Straße warten. Aber sprich, wie geht's denn Dir, Kleiner?"

"Ich bin bei der Frau Gräfin von Franconard, die mich erziehen läßt."

„Frau Gräfin von Franconard? Der Name klingt weder griechisch noch römisch, sondern ächt franzmännisch. Sapperlot, wie sie Dich herausgefüttert hat!“

„Madame ist so gut. Ich habe viel, viel mehr, als ich wünsche und so viel Taschengeld, daß ich Nanette ein hübsches Geschenk kaufen kann.“

„Was für 'ne Nanette?“

„Nanette, die Tochter von Bernhard, dem Wasserträger, bei dem ich lange gewohnt habe. Wir haben uns so lieb wie Bruder und Schwester.“

„Weißt, was das heißt, Freundchen? . . . Aber da komme ich wie gerufen: ich habe ein passendes Geschenk für Nanette unter dem Arm.“

„Das wär'!“

„Freundchen, das Glück lächelt Dir! Höre mich an. Ich hatte der Madame Rossignol einen Zwangsbesuch zgedacht, wie immer, wenn ich im Pech bin. Aber das Weibchen muß Lunten gerochen haben; gewiß fürchtete sie, ich wolle ihr Fanfan entführen. Der Kleine kriegt immer ein Paar Sous als Modell für das Opfer Abrahams. Kurz, sie ist mit Phöbus aufgestanden und hat meinen hoffnungsvollen Erben mitgenommen. Alles verschlossen, ich aber öffne die Thüre zur ehelichen Behausung mit einem Doppelschlüssel, den ich stets bei mir führe, und schmeichle mir mit der Hoffnung, einen Topf mit Suppe über dem Feuer zu erwischen. Aber, o Eitelkeit: der Fleischtopf umgestülpt und nicht genug Rinde in der Küche zu einer Brodsuppe! In der Wuth

durchstöbere ich die Schränke: auch das umsonst. In Ermanglung von Mobilien, Eswaaren, falle ich über die Immobilien her. Leider haben Madame Rossignol nebst Erbe die fatale Gewohnheit, ihre ganze Garderobe mit sich zu führen. Troß allem Suchen finde ich nichts als einige schadhafte Teller und ditto Tassen, die ich eben einsäckeln will in Ermanglung werthvollerer Gegenstände, als ich in der Ecke eines alten Speiseschranks diese Schachtel von weißem Holz entdeckte. Ich öffne sie und finde — o Wunder! die Elystirspritze von Madame Rossignol, ein prachtvolles Möbel, fast ganz neu, kaum fünf Jahre gebraucht. Schnell laß ich alles Andere liegen und eile mit der schönen Beute von dannen, schon im Voraus des Frühstücks und Mittagessens mich freuend, das ich der guten Elystirspritze zu danken habe. Aus besonderer Vorliebe zu Dir, Freundchen, will ich sie Dir beträchtlich wohlfeiler lassen als jedem Andern. Du willst ihr ein werthvolles Geschenk machen, Deiner Schwester, Deiner jungen Freundin, der Gespielin Deiner Kinderjahre? Wohlan, was gibt es Passenderes als 'ne Elystirspritze? Ein Möbel, eben so nützlich als nothwendig, das man in allen Phasen des Lebens gern sieht. Pfui über all' das närrische Spielzeug, den Flitterkram, die bloß auf einen Augenblick amüsiren! Aber so eine Elystirspritze, wie anders? So oft Deine Freundin dieß Möbel ansieht, gedenkt sie seufzend Deiner Liebe, die so sinnig zu beschenken weiß. Endlich zeugt dieß Geschenk von Reife des Verstandes. Mein Vater, glaub'

mir, auch der strengste nicht, wird in dieser Liebesgabe ein Verführungsmittel für seine Tochter sehen.“

Mit diesen Worten öffnete Rossignol die Schachtel und läßt mich den Inhalt derselben bewundern. Aber ich gestehe, trotz seinem Anpreisen konnte ich nichts Schönes an der Elystirspritze finden und ließ sie mich kalt.

„Und Du schweigst, Kleiner?“ hebt er wieder an.

„Sieh' nur, wie blank, wie glänzend. Ich verlange nicht, daß Du sie probirst, das gehört in's Haus und nicht auf die Straße; aber weil ich in Dir den künftigen Künstler sehe, weil wir uns im Atelier kennen lernten, sollst Du sie für hundert Sous haben, und die Schachtel obendrein. He, was meinst Du? Ein Spottpreis! wie weggeworfen. Aber weil Du es bist und sodann, Sapperlot! weil mir der Magen verdammt schief steht . . . habe seit gestern Morgen Nichts gegessen.“

„Seit gestern Morgen Nichts gegessen?“ wiederholte ich und zog schnell meine Börse aus der Tasche.

„Nehmen Sie, Herr Rossignol . . . hätten Sie das nur eher gesagt!“

Während ich ein Hundertsousstück suche, starrt er ganz verdußt das Geld an, kraßt sich das Ohr, drückt den Hut auf's linke Ohr, beißt sich mehrmals in die Lippen und scheint in tiefes Nachdenken versunken.

„Nehmen Sie das, Herr Rossignol, zum Frühstück, Sie müssen recht hungrig sein,“ sag' ich, das Stück ihm hinreichend.

Er sah mich forschend an, schiebt es in die Tasche, zieht dann sein Taschentuch heraus und hält es vor die Augen, laut aufseufzend.

„Was fehlt Ihnen, Herr Rossignol?“ frage ich theilnehmend.

„Gewiß habe ich Hunger,“ antwortete er nach einer Weile schluchzend. „Aber ach! ich bin nicht der Einzige... hättest Du gesehen, was ich gestern Abend sah, bei Gott, Andreas, das Herz hätte sich Dir im Leibe umgekehrt.“

„Was sahen Sie denn?“ fragte ich, gerührt durch den wehmüthigen Ton, in dem er sprach, während er mit dem Taschentuch herumfuhr, als polire er Mahagoniholz.

„Ach, Andreas, Paris ist eine gefährliche Stadt für einen Menschenfreund. Man wird oft auf harte Proben gestellt! Glückliche der Reiche, der seine milde Hand aufthun und Alles sättigen kann, was da lebet auf Erden, vom Souterrain bis in den höchsten Stock, dessen Auge unter dem Gewande der Unschuld Verdienst und Talent findet im Todeskampfe mit Unglück und Wanzen!“

„Weiter, weiter, Herr Rossignol.“

„Nur Geduld, mein junger Freund. Gestern Abend kam ich aus dem Saal der Flora zurück, wo alle Welt meine Entschats bewunderte, und trillerte wie gewöhnlich ein lustig Liedchen auf dem Heimwege. Ich freute mich schon auf's Nachteffen, denn ich war auf schöne Weise um mein Diner gekommen. Ich hatte noch dreiunddreißig Sous im Sack,

die Frucht meiner Arbeit und Ersparnisse. Da hör' ich just an der Ecke eines Gäßchens eine Stimme, die wie ein zweischneidig Schwert mir durch's Herz geht. „Mitleidige Seele,“ ruft die Person mich an und schnäuzt sich bei jedem Worte, „Erbarmen für meinen Vater, meine Tante, meinen Bruder und mich. Acht Tage lang haben wir Nichts gegessen, und wieder acht Tage nichts als Katzen, die auf unsern Dächern herumirren. Ich bin die Tochter eines Künstlers; aber Mißgeschick haftet sich an die Sohlen des Genius.“ — „Tochter eines Künstlers?“ rief ich. „Geschwind führen Sie mich zu Ihrem würdigen Herrn Vater. Alle Künstler sind Glieder einer und derselben Familie. Es ist verfluchte Schuldigkeit, ihm nach Kräften zu helfen.“ — Bei diesen Worten nimmt das junge Mädchen, schön wie der Morgenstern, wenn's die Nacht nicht geregnet hat, mich am Arm und ruft begeistert aus: „Der Finger der Vorsehung hat Sie zu unserm Engel erkoren!“ Sie führt mich auf einen Gang, so finster wie ein Backofen, und dann sieben elende Treppen hinauf, wahre Hühnersteigen, wobei ich siebenmal mit der Nase gegen die Wand renne. Aber wer achtet solchen Schmerz, wenn man ausgeht, Thränen zu trocknen? Endlich treten wir in eine niedrige Dachstube. Gott, Welch' ein Anblick! Der Vater hat seit vierzehn Tagen sich nicht rasirt, die Tante ihr letztes Strumpfband verkauft, der kleine Bruder spaziert im Hemde herum, ohne Hosen! Und das sind Künstler! So herunterzukommen! O Schicksal, wie

furchtbar ist dein Zorn! Geschwind zieh' ich meine letzten dreiunddreißig Sous aus der Tasche, lege sie dem Greisen zu Füßen und stürze die Treppe hinunter, ehe sie mir leuchten können."

"Gott vergelte Ihnen die gute That, Herr Rossignol."

"Hätt' ich nur hundert Franken gehabt, Andreas, ich hätte sie den Armen eben so gern gegeben. Aber was nützen dreiunddreißig Sous? Heute Morgen ging ich wieder zu ihnen. Denke Dir, ein Unmensch von Hauseigenthümer hat sie mitsammt ihren sieben Sachen auf die Straße gesetzt, weil sie den Miethzins nicht zahlen können, und droht, den Greis noch heute einstecken zu lassen, wenn er ihm nicht die schuldigen acht bis neun Louisd'or zahlt. Mein Gott, ein Künstler, der auf der Straße campirt, eine Tante ohne Strumpfband, ein Bruder ohne Hosen, eine ganze Familie ohne Obdach, ohne andere Nahrung als Katzenfleisch! O, wär' ich reich, ich wollte ihnen geben, so viel sie bedürfen. Leider hab' ich nichts als diese Elystirsprize; aber auch die will ich mit ihnen theilen."

Bei diesen Worten verdeckt sich Rossignol das ganze Gesicht mit dem Schnupftuche und schluchzt, als wolle er ersticken. Das Herz wird mir groß; ich denke an das Elend der Familie, an den Greis, der mit dem Kerker bedroht ist. Ich sehe meine Börse an und sage bei mir:

"Damit kann ich viel Gutes thun. Nanette erwartet kein Geschenk, somit hat's keine Eile. Und

gewiß würde sie an meiner Stelle es auch so machen und das Geld den Armen geben."

Ich besinne mich nicht lange und schütte ihm die ganze Börse in die Hand.

"Nehmen Sie das Geld und geben Sie's den Armen. Es ist Alles, was ich habe aber, so Gott will, hinreichend, die Unglücklichen zu retten."

"Gute Seele!" ruft Rossignol und steckt das Geld schnell in die Tasche und mir die Schachtel unter den Arm. "Dacht' ich's mir doch. Du hast eine edle That gethan, Andreas!"

"Nur sagen Sie Herrn Dermilly nichts davon."

"Sei unbesorgt, Niemand soll es erfahren. Der gleichen Handlungen sind zu schön, um sie auszuposaunen; je geheimer sie gehalten werden, um so verdienstvoller. Adieu, Andreas, ich eile jetzt zum armen Mann. Bring' das Geschenk Deiner Nanette und grüße sie unbekannter Weise von Deinem treuen Freunde Rossignol. Wie lächelt mir Fortuna, so günstig! Ich weiß ihr Dank dafür, so brünstig! Lalala!"

Wie der Bliß war er verschwunden. Da steh' ich nun mit der Clysterspritze unter'm Arme. Soll ich sie Nanetten bringen? Nein, nein! das ist kein Geschenk für ein junges zwölfjähriges Mädchen. Sie lacht mich aus, wenn sie hört, ich habe das für sie gekauft, und ich darf nicht sagen, wie ich dazu gekommen bin. Entschieden, es ist nichts für sie. Geld hab' ich nicht mehr, um was Anderes zu

kaufen. Das Beste ist, ich gehe geschwind heim, ohne die schönen Läden zu bewundern.

Das Ding, das ich unter'm Arm trage, wird mir unterwegs sehr lästig. Ich eile schnell über den Hof, froh, daß mich Niemand sieht. Eben als ich in mein Zimmer schlüpfen will, kommt Mamsell Lucilie aus ihrer Kammer.

„Endlich wieder da, Andreas? Madame hat mehrmals nach Dir fragen lassen. Aber was hast Du da unter'm Arm?“

„Nichts, Mamsell, nichts.“

„Aha, ein Geschenk für Nanette? Nicht so? Wie er sich anstellt, der Andreas! Warum so eilig, Herr Andreas?“

„Keineswegs, Mamsell, ich...“

„Ich muß wissen, was das ist. Ich bin neugierig, schrecklich neugierig, oder darf man's nicht sehen?“

„Es ist so 'ne Kleinigkeit, Mamsell Lucilie, ich...“

„Wie er roth wird! Ich wette, 's ist ein Geschenk für sein liebes Nanettchen, von der er mir ewig vorschwaht. Ich glaube, Du hättest besser mich um Rath gefragt. Der Knirps ist erst zwölf Jahre alt und thut schon wie ein Mann. Laß doch seh'n, Herrchen: ich lasse Dich nicht eher in Dein Zimmer, bis ich weiß, was das ist. Je geheimer Du thust, desto neugieriger werd' ich.“

Mamsell Lucilie stellt sich vor mich hin und zieht mir die Schachtel unter'm Arm weg, ehe ich mich

dessen versehe, öffnet sie und bricht in ein unmäßiges Gelächter aus.

„Was seh' ich? ha ha ha! Zu drollig das! ha ha ha! O, Du armer Andreas; die glückliche Wahl! Nein, und nicht einmal neu? ha ha ha! Und das für die kleine Nanette. Ist sie denn krank? sprich!“

„Nein, Mamsell, nein, sie ist kerngesund. Nicht für sie habe ich das gekauft,“ sag' ich ärgerlich, während Lucilie nur noch lauter lacht.

„Also für Dich, Andreas? Aber wenn Du das Möbel brauchst, Andreas, warum sprichst Du nicht? Wir haben keinen Mangel daran im Schlosse.“

Verdrießlich geh' ich mit der Schachtel auf mein Zimmer. Noch immer hör' ich Mamsell Lucilie lachen. Wenn sie die Geschichte ausplaudert! Aber 's ist Zeit, zur gnädigen Frau hinunter zu gehen. Ich verstecke das kostbare Möbel unter der Bettlade und begeben mich dann in's Zimmer von Madame.

Richtig, die boshafte Lucilie ist schon da. An der lächelnden Miene der Gräfin erkenne ich, daß sie bereits von Allem unterrichtet ist. Meine Verlegenheit steigt auf's Höchste; aber Madame hat Mitleid mit mir und fängt von Herrn Dermilly zu sprechen an. Doch sehe ich, wie sie alle Mühe nöthig hat, das Lachen zu verheimlichen, während Mamsell Lucilie sich in die Lippen beißt, um nicht mitzulachen. Nie war mir so peinlich zu Muthe. Ist das der Lohn einer guten That? Sie würden mich gewiß nicht auslachen, wenn sie die näheren Umstände wüßten.

Den Tag nach dieser Begebenheit sitz' ich ruhig auf meinem Zimmer und arbeite; als Mamsell Lucille leise hereinschleicht, neugierig um sich blickt, als suche sie etwas, und mit geheimnißvoller Miene sagt:

„Lieber Andreas, Du mußt mir einen großen Gefallen thun.“

„Von Herzen gern, Mamsell. Reden Sie.“

„Ich kenne Deine Gefälligkeit. Es gibt Fälle, wo ein Freund des andern Freundes bedarf.“

„Geschwind, geschwind!“

„Ich weiß, Du hast Dir viel Geld erspart, um Deiner guten Freundin Nanette ein Geschenk zu machen. Du wirst nicht alles Geld ausgegeben haben für die — Elystirspritze.“

Und sie fängt eben so unbändig zu lachen an wie gestern, während ich über und über roth und verlegen werde.

„Wozu das, Mamsell?“ stottere ich.

„Ich möchte etwas recht Hübsches kaufen,“ antwortet sie, mich scharf ansehend. „Mir fehlen noch zwanzig Franken. Willst Du mir die leihen, Andreas? bloß auf vierzehn Tage.“

„Wie gerne wollte ich, Mamsell; aber...“

„Nun? Aber... sprich doch.“

„Aber ich kann nicht.“

„Also Mißtrauen, mein Herr? Pfui, so mißtrauisch zu sein!“

„O gewiß nicht. All' mein Geld sollten Sie haben, wenn ich welches hätte.“

„Welches hätte? Also Du hast nichts mehr?“

„Nichts mehr, Mamsell. Alles ist ausgegeben.“

„Ausgegeben? Also für ein schönes Geschenk an Deine Schwester?“

Ich antwortete ganz leise:

„Ja, Mamsell!“

Diese Lüge kostet mich viel; aber sie darf nicht wissen, wozu ich meine Ersparnisse gebraucht habe.

Die gute That verlöre dadurch allen Werth; auch

hat mir Rossignol dringend Stillschweigen anem-

pfohlen. Lucille scheint mir nicht zu glauben. Ich

höre, wie sie leise bei sich sagt:

„Dahinter steckt was. Ich will es schon heraus-

kriegen.“

Dann verläßt sie mich mit den Worten:

„Adieu, Herr Andreas. Hätte mir nicht gedacht,

daß Du schon Geheimnisse habest.“

Nach einiger Zeit bemerke ich, daß ich heimlich

beobachtet werde bei meinen Ausgängen. Bleibe

ich länger als gewöhnlich bei Vater Bernhard, so

fragt man gleich, ob ich noch sonst wo gewesen sei?

Aber was liegt mir daran! Mögen sie immerhin

Acht geben auf mich, ich thue ja nichts Böses. Auch

kommt es mir so vor, als ob das junge Kammer-

mädchen nicht mehr so freundlich gegen mich ist wie

sonst. Sie macht allerhand hämische Anmerkungen,

und oft zeigt sie sich, wenn ich sie am wenigsten er-

warte. Offenbar will sie mich auskundschaften.

Dank der Großmuth der gnädigen Frau, kann

ich bald der guten Schwester das längst gewünschte

Geschenk machen. Seit zwei Monaten ist Herr Dermilly verreist; ich bin daher seit eben so lange nicht in seinem Hause gewesen und weiß nichts von Herrn Rossignol. In wenig Tagen beziehe ich wieder mein Monatsgeld. Damit und mit den Ersparnissen der vier Monate nach meinem letzten Zusammentreffen mit Herrn Rossignol will ich Manetten etwas recht Hübsches kaufen.

Wie sich von selbst versteht, hatte Rossignol nicht daran gedacht, das Geld zu dem obengenannten milden Zweck zu verwenden. Vielmehr hatte sich das lebenswürdige Modell mit meinen Ersparnissen recht bene gethan; er, der nie mehr als ein Louisd'or zumal besessen, dünkte sich mit den zweihundert Franken in der Tasche wie ein Wähler erster Klasse. Nachdem der erste Kausch verflogen, d. h. nachdem er sich in den Schenken und Aneipen müde getanzt und auf den Lorbeeren seiner Eroberungen weidlich ausgeruht, fing er an, den Zustand seiner Garderobe näher in Betracht zu ziehen. Der ölfleckige Rock passte nicht wohl zu seiner Crösusrolle; da gedachte er, daß er noch einen andern habe an einem gewissen Orte, und löste ihn mit fünfzehn Franken aus. Nun kaufte er ein Paar neue Tanzschuhe mit schönen breiten Rosetten und einen ditto rothen Foulard, den er um den Hals wickelte und künstlich über die Brust ausbreitete, um ein Hemd zu verstecken, das eher einem Schlosser anzugehören schien, als einem Mylord.

Nach diesen Einkäufen zahlte Rossignol sein Geld

wieder. Es blieben ihm nur noch sieben Louis; es war also Zeit, mit Bervollständigung seiner Garderobe einzuhalten. Der unten eng anliegende Pantalon hat mehre ziemlich augenfällige Besserungen aufzuweisen. Allein Rossignol brüstet sich und denkt: „Die Schönen werden nicht gerade dahin sehen, wo es Nichts zu sehen gibt.“

Die Weste mit breitem Kragen ist oben bedeutend schadhast. Auch hier weiß er Rath: er schlägt den Kragen in die Höhe und verwandelt so die offene Weste in eine Shawlweste. Am meisten Kummer macht ihm der Hut. Was thut er? Er drückt ihn um so schräger auf's linke Ohr, wodurch nicht nur sein Gesicht einen kühneren, markirteren Anstrich erhält, sondern auch das schäbige Aussehen des Randes versteckt wird.

Nachdem er solche Musterung über seine Garderobe gehalten, glaubt er, an Tournure, Wuchs und Eleganz sich mit dem ersten Löwen der Hauptstadt der Welt messen zu können. Die eine Hand schwingt das gewichtige Rohr, die andere steckt in der Tasche und klimpert mit den Thalern, während der rothe Foulard ihm über's Kinn bis an den Mund geht. So stürzt er sich in den Strudel der Vergnügungen, führt seine Schöne auf die „Insel der Liebe“ und nach Kokoli, und spielt auf drei Wochen den Unwiderstehlichen in la Courtille und Charoma.

Aber mit sieben Louis kann man nicht ewig den großen Herrn spielen. Mit tiefem Leidwesen wechselt er jetzt den letzten Thaler, und sieht erschreckt

den Augenblick herannahen, wo er wieder acht Stunden lang für hundert Sous Modell sitzen muß, was ihm ungleich weniger behagt als Walzer und Galoppaden. Wer drei Wochen lang nur dem Vergnügen gelebt, der denkt mit Schrecken an die Arbeit, zumal wer von Natur so faul ist wie Herr Rossignol. Er trägt den bessern Rock wieder in sichern Gewahrsam und spielt dafür eine ganze Woche länger den Großen. Aber dieß Geld ist absolut sein letztes, und seit er seiner Frau das Möbel genommen, das sie bisher den raubgierigen Fingern ihres Gemahls glücklich entzogen hat, bleibt Madame Rossignol Nichts, was auch nur ein Paar Sous werth ist.

So muß er denn wieder den Römer oder Griechen machen, er mag wollen oder nicht. Aber das Andenken an die verschwundenen lustigen Tage läßt unserm Modell keine Ruhe. Alle Maler beschweren sich über die zitternde Bewegung seiner Kniee, was er damit entschuldigt, daß das Andenken an die paradiesischen Genüsse der letzten Wochen ihm nicht zu Herzen gegangen, sondern in die Beine gefahren sei.

An einem schönen Morgen, während er den Antonius macht, steigt ihm plötzlich der Gedanke an mich und meine Gutmüthigkeit in den Kopf. Meine Unerfahrenheit auszubeuten, scheint ihm das beste Mittel, zu Geld zu kommen, und er wundert sich, daß ihm der Gedanke erst so spät einfällt. Kaum ist die Sitzung aus, so faßt er vor Herrn Dermilly's Thüre Posto. Er wartet einen Tag nach dem andern; aber vergebens.

Dennoch will er mich um jeden Preis sehen. Je länger je mehr erblickt er in mir eine unerschöpfliche Geldgrube, die ihn, bei einiger Geschicklichkeit von seiner Seite, gegen jeden Mangel sichern soll.

Er erinnert sich, daß ich beim Herrn Grafen von Franconard wohne, der mich mit Güte überhäufe. Gleich setzt er sich in Bewegung, durchstöbert alle Quartiere in Paris und erfragt endlich die Wohnung des Herrn Grafen.

Nachdem er den Rock bestmöglichst von den Flecken gereinigt, die Schuhe, in Ermangelung englischer Wichse, mit Brodkrummen gepußt, den Pantalon sorgfältig angezogen, den Westenfragen zierlich aufgerollt, die Cravatte bis über den Mund zusammengebunden, den Hut auf's linke Ohr gestülpt und sich zwei Schmachtkloeden über's rechte Auge gedreht hat, begibt er sich auf den Weg in das gräßliche Hotel, wie gewöhnlich mit Bambusrohr, zierlich gerundetem linkem Arme und frechholzer Miene. Dabei hüpfet er auf den Fußspitzen über das Pflaster und sucht sich immer die beste Stelle aus, als fürchte er, seine Beinkleider zu verderben.

Im Hofe des Hotels wird er vom Portier angehalten.

„Wohin, mein Herr?“

„Zu meinem Freunde,“ antwortet Rossignol dreist und geht weiter.

Aber der Portier vertritt ihm den Weg, denn das Aussehen Rossignols flößt ihm kein Vertrauen ein.

„Zu welchem Freunde, wenn ich bitten darf?“

Man geht nicht so ohne Weiteres in's Hotel des Herrn Grafen."

"Zu dem jungen Andreas, dem Adoptivsohn des Herrn Grafen."

"Zum Adoptivsohn des Herrn Grafen?"

"Ja, ja. Oder zum kleinen Franconard, wenn das besser klingt."

"Zum kleinen Franconard?"

"Ja, ja. Versteh'n Sie nicht?"

"Wir haben keinen kleinen Franconard. Der Herr Graf hat keinen Sohn, nur eine Tochter."

"Sacrebleu, sag' Ihnen: ja! Ich sah ihn erst vor vier Monaten, schön wie die Sonne, ein junger Herr von zwölf Jahren, der aussieht wie 'n vierzehnjähriger."

"Ach so, den kleinen Andreas, den Schützling der gnädigen Frau, meinen Sie."

"Schützling oder nicht, gleichviel. Er wohnt hier, nicht wahr?"

"Ja, ja, jetzt versteh' ich."

"Gottlob! Wo wohnt er? Ich möchte ihn allein sprechen."

"Nur immer gerade aus und dann links die zweite Treppe."

"Gut, gut!"

Und damit geht er seiner Wege, in den Bart brummend:

"Wie die Kerle sich breit machen, als wär' man hier beim Fez von Marocco."

Aber schon im Vestibule hat er den Weg ver-

gessen. Ohne wieder zu fragen, geht er auf gut Glück zu, steigt die Treppe rechts hinauf, statt die links, und geht durch mehrere Zimmer, voll Bewunderung über die schönen Vorhänge und Draperien.

„Alle Hagel!“ ruft er aus, „der kleine Gutherz logirt hier wie ein Prinz. Die Bekanntschaft ist so gut als baar Geld; die will cultivirt sein.“

Endlich stößt er auf mehrere Bedienten, die sich hin und her recken und gähnen.

„Wohin, mein Herr?“ fragen sie.

„Zu meinem vertrauten Freunde,“ antwortet Rossignol dreist und zuversichtlich.

Die Lakaien sehen ihn erstaunt an; weil aber Dreistigkeit immer imponirt, namentlich Bedientenseelen, so lassen sie ihn gehen, während sie jeden bescheidenen Armen unerbittlich zurückgewiesen hätten.

So kommt Rossignol bis vor das Zimmer, wo Herr von Franconard wie gewöhnlich zu Rathe sitzt mit seinem Intendanten und Koch.

Im Vorzimmer fragt ihn der Bediente nach seinem Namen.

„Warum das?“

„Um Sie zu melden.“

„Ich will mich selbst melden.“

„Das ist nicht Brauch hier.“

„Hölle und Teufel, wie viele Umstände man hat, zu dem Knirps zu kommen! Gut, so meldet Herrn Rossignol, ersten Mann in Europa für die Dorfos.“

„Ersten Mann in Europa für die Torsos?“ wiederholt der Bediente und geht dann, dem Herrn Grafen den ersten Mann für die Torsos anzumelden:

„Erster Mann in Europa für die Torsos?“ wiederholt der Graf kopfschüttelnd und sieht dann den Haushofmeister und Oberkoch fragend an.

„Verstehst Du das, Champagne?“

„Meiner Seel', nein, Herr Graf. Ich kenne keinen Rossignol. Und die Torsos? Vielleicht meint er eine neue Art Sauce.“

„Was sagen Sie dazu, Herr Oberkoch?“

„Ich glaube, Herr Graf, er meint eine neue Art, Kalbsköpfe anzurichten.“

„Teufel, das wäre interessant. Gewiß hat ihn der Ruf meiner Küche und kulinarischen Kenntnisse angezogen. Geschwind führt Herrn Rossignol ein. Ich bin entzückt, ihn zu sprechen.“

Inzwischen wurde dem schönen Modell die Zeit lang im Vorzimmer. Er stieß gewaltsam mit dem Bambus auf den Boden und trillerte:

„So lang' hab' ich geschmachtet, ohn' Ende Dich geliebt!“

„Sie können eintreten, Herr Rossignol!“ ruft endlich der Bediente.

„Das hat Mühe gekostet,“ seufzt Rossignol.

Während er über die Schwelle tritt, stürzt César laut bellend auf ihn zu und will nach ihm beißen. Aber Rossignol gibt ihm eins über den Kopf, daß er winselnd unter den Stuhl seines Herrn kriecht.

„Spring' mich nochmals an und lege deine

Klauen auf meinen Rock," ruft Rossignol, "so hast du eins, daß du vierzehn Tage nach Luft schnappst!"

Der Eingang stimmt den Herrn Grafen nicht zu Gunsten des Fremden, während Champagne, die Kleidung des Herrn Rossignol von Kopf bis zu Fuß musternd, über die ängstliche Fürsorge des Letzteren für seinen Rock lächeln muß. Aber aus Rücksicht auf den Werth eines Mannes, der eine neue Art von Kalbskopfbereitung erfunden hat, verzeiht man ihm sein wunderliches Auftreten. Der Herr Graf winkt ihm zum Sitzen, was sich Rossignol nicht zweimal sagen läßt.

"Der Kleine ist halt abwesend," denkt er bei sich, "doch wird er bald kommen. Inzwischen bin ich hier bei seinem Beschützer. Also, Acht gegeben, Rossignol, und zeig' dich als Mann von Welt."

Und zum Beweise seiner feinen Weltbildung fährt er fort, sein Rohr zu schwingen und ein Liedchen zu trillern. Dann sieht er den Grafen an und brummt in den Bart:

"Um, kein Apollo das, aber ein allerliebster kleiner Cyklop."

"Freund, wer hat Sie zu mir gesandt?" fragt der Graf.

"Niemand. Ich komme von selbst und weil es mir so paßte."

"Aha, Sie haben von meinen Dinern gehört und wollen mir Ihre Dienste anbieten."

"Ihre Dinern? Hol' mich Der und Jener, wenn ich je davon gehört. Aber wenn ich Ihnen einen Gefallen thue, will ich gern davon kosten und Sie

sollen in mir einen lustigen Bruder finden, der bis zuletzt aushält."

"Er will davon kosten," wiederholt der Graf, Champagne ansehend, "soll heißen, will mich kosten lassen. Der Herr muß viel Talent haben, weil er seiner Sache so gewiß ist."

"Ich glaube fast, Herr Graf."

"Von wem wissen Sie denn meinen Namen, Herr Rossignol?"

"Hölle und Teufel, vom Kleinen, dem ich vor Kurzem begegnete."

"Vom Kleinen? Aha! dem in der Küche, gewiß?"

"Kann sein. Soll mich nicht wundern, denn er war so dick und fett."

"Ja, ja, Herr Graf," fiel der Oberkoch ein, "er meint den Küchenjungen, der ihm die Adresse des Herrn Grafen gegeben hat."

"Herr Rossignol, ich freue mich, Ihrem Talent einen angemessenen Wirkungskreis geben zu können."

"Ist der Herr Graf auch Artist oder Kunstliebhaber?"

"Ich? Sachkenner und Kunstliebhaber zugleich. He, Herr Chef, was sagen Sie zu meinen drei Gängen."

"Drei Gänge? Bin nie davon Modell gewesen."

"Solche Köpfe wie den da muß ich haben, Herr Rossignol."

"Solche Köpfe? Haben Sie Lust auf meinen Kopf, Herr Graf."

„Gewiß.“

„Gewöhnlich nimmt man mich nur für den Leib.“

„Also den Leib machen Sie auch?“

„Und wie? Das ist ein Triumph! Aber wie Sie wollen. Wenn Ihnen mein Kopf hübsch dünkt für die Antike, so steht er Ihnen zu Dienst für hundert Sous die Sitzung.“

„Für hundert Sous?“ wiederholt der Graf und sieht bald Champagne, bald den Oberkoch befremdet an. „Das ist, meiner Seel', wohlfeil.“

„Aber auch gut?“ fragt der Oberkoch halb leise.

„Und Sie bürgen mir für die Güte des Kalbskopfes?“ fährt der Graf fort.

Raum hat er das gesagt, so springt Rossignol auf, drückt den Hut über's Ohr und ruft wüthend:

„Kalbskopf! Was, wie, Kalbskopf? Sie miserables Modell aller blinden Tröpfe in ganz Paris, Sie wagen es, einen Mann zu insultiren, woraus man tagtäglich Jupiter und Achilles macht?“

„Was heißt das?“ ruft der Graf, erschreckt aus seinem Sessel auffahrend, unter lautem Gebell Cäsars, den Rossignol mit drohender Stockschwingung zur Besinnung bringt. „Erklären Sie sich, mein Herr. Was wollen Sie von mir?“

„Von Ihnen? Nichts.“

„Sie sind also nicht der Erfinder einer neuen Art Kalbskopfabereitung, der mir seine Dienste anträgt?“

„Ha ha ha! Der Gedanke ist gut. Wer ha Ihnen das in den Kopf gesetzt?“

„Was wollen Sie denn?“ donnert der Graf.

„Hölle und Teufel, Andreas sehen, meinen Freund, einen alten Kollegen bei Herrn Dermilly, 'nen Jungen, den ich gern hab' und den Sie kostenfrei aufziehen.“

„Was, Kerl, und Sie wagen, in mein Cabinet einzudringen?“

„Wußt' ich das? Sag' Ihnen, ich will zu Andreas und Niemand sonst.“

„Die Impertinenz! Und Cäsar zu schlagen! Der kleine Savoyarde bringt mir schöne Freunde in's Haus.“

„Schöner wie Sie, mißgeschaffener Belisarius.“

„Das haben wir jetzt von der Menschenfreundlichkeit der Gräfin; solche Auftritte! Lasseur! Jasmin! zur Thüre hinaus mit dem Kerl! zum Fenster, wenn er noch lange unverschämt ist!“

„Hoho!“ ruft Rossignol und schwingt sein Bambusrohr, „der Erste, der mich anrührt, dem färb' ich die Nase wie mit Coloquintensaft. Und Du, einäugiger Cyklop, hüte Dich, oder ich schicke Dich zu Deinen Brüdern in der Werkstatt Vulkans.“

Auf den Ruf des Grafen, der sich hinter Champagne und den Oberloch verschanzt hat, und das Geheul Cäsars, der von einem gewichtigen Stockschlage zusammengesunken ist, läuft die ganze Dienerschaft zusammen. Aber Rossignol hält sie in solchem Respekt, daß er unangetastet seinen Rückzug bewerkstelligen kann, gefolgt von der Schaar der Lakaien, die ihn scheinbar vor sich her treiben, in

Wirklichkeit aber froh sind, ihm bloß nachsehen zu dürfen. Unten im Vestibule carambulirt er mit Mamsell Lucille, die neugierig ist, was der Lärm im Cabinet des Grafen bedeute. Auf ihre Frage, was er wolle, erzählt ihr Rossignol in zwei Worten den ganzen Vorfall und die Gründe seines Besuches im Hotel. Lucille sieht ihn aufmerksam an, dennoch zeigt sie ihm den Weg zu meinem Zimmer, und diesmal hat er sich nicht geirrt, mein vertrauter Freund.

Ich saß bei der Arbeit, als er eintrat.

„Sapperlot,“ rief er, „das hat Mühe gekostet, Andreas!“

„Sie da, Herr Rossignol?“

„Ja, ich, nach hartem Kampf mit fünf oder sechs KümmeIn, commandirt von einem Invaliden.“

„Nach hartem Kampf?“

„Ein ander Mal mehr davon, Freundchen. Gottlob, daß ich endlich Dich treffe, das ist die Hauptsache.“

„Und der unglückliche Greis, Tante und Kinder?“

„Segnen Dich als ihren Schutzengel, Andreas. Wärst Du doch Augenzeuge ihres Glückes gewesen! Noch jetzt muß ich weinen, wenn ich daran zurückdenke.“

„Genug, daß ich weiß, sie sind glücklich. Kein Wort mehr davon.“

„Du hast recht, Andreas. Sprechen wir lieber von andern Hülfbedürftigen. Andreas, Dein Herz ist noch immer das alte?“

„Immer das alte, Herr Rossignol. Aber wozu die Frage?“

„Du gute Seele Du, bist noch immer die alte. Aber sag', hast Du Geld?“

„Geld? Ja, ein wenig.“

„So will ich Dir nochmals Gelegenheit geben, die Freuden des Wohlthuns zu kosten, Thränen zu trocknen und gleich den leuchtenden Meteorcn des Himmels . . .“

„Was meinen Sie, Herr Rossignol?“

„Ich meine, daß ich auf meiner Entdeckungsreise vier andere Familien gefunden habe, die im tiefsten Elende schmachten. Andreas, zwei Louisd'or auf jede Familie, also acht Louisd'or im Ganzen, und Du kannst nochmals Unglückliche von Verzweiflung retten. Du besinnst Dich, Freundchen? Ist Dein Herz verhärtet bei den Fleischtöpfen Egyptens, wollte sagen: des Herrn Grafen von Franconard? Sähest Du nur den Jammer. Da ist z. B. eine blutjunge Mutter, Wittwe mit vierzehn Kindern auf dem Arme. Ich an Deiner Stelle schwankte keinen Augenblick. Aber mein geringer Verdienst reicht kaum aus für meine Frau und den Erben meines Namens.“

„Ich machte so gerne Nanette ein Geschenk, Herr Rossignol.“

„Schon wieder? Sollte denken, Du hast ihr erst vor Kurzem was recht Artiges geschenkt. Du richtest Dich mit dem Schenken an Weiber zu Grunde, Andreas. Ich sehe, ich muß Dich heilen von der gottlosen Gewohnheit.“

„Ich hab' aber nur vier Louis jetzt.“

„Macht nichts. So warten wir mit den beiden andern Familien bis nächsten Monat. Sie warten gerne; ich schwöre Dir, kein Anderer soll Dir im Wohlthun zuvorkommen.“

Ich schwanke noch immer, auch diesmal ihm meine ganze Börse hinzugeben; es ist mir, als hielte eine innere Stimme mich davon ab. Aber Rossignol setzt mir so zu mit Bitten, schildert das Elend mit so grellen Farben, spricht von einer blinden Mutter, einem gichtbrüchigen Vater, daß ich an den Sekretär gehe, die Börse zu holen. Schon will ich ihm das Geld in die Hand schütten, als plötzlich — Lucilie erscheint und sich zwischen mich und Herrn Rossignol stellt.

Bei ihrem Anblick werde ich ganz verdußt, als hätte ich was Böses thun wollen. Rossignol faßt sich schnell und sucht seinen Aerger hinter erkünstelter Heiterkeit zu verstecken.

Lucilie, die seit längerer Zeit schon mein Thun und Treiben sorgfältig beobachtet hatte, begriff nicht, was ein solcher Mann wie Rossignol mit mir zu schaffen haben und wie er mich seinen vertrauten Freund nennen könne.

Sie war ihm daher nachgeschlichen und hatte unser Gespräch vor der Thüre meines Zimmers belauscht.

Ihr Erstes ist, daß sie mich bei der Hand nimmt, die sie zärtlich in der ihrigen drückt. Dann sagt sie, zu Herrn Rossignol gewendet:

„Wissen Sie, mein Herr, daß es nicht recht gehandelt ist, das Vertrauen und die Gutmüthigkeit dieses Kindes so zu mißbrauchen, um ihm sein erspartes Geld abzulocken?“

Rossignol beißt sich die Lippen, steht auf den Boden nieder und antwortet mit erkünstelter Stimme:

„Eine ganze Bande Unglücklicher schickt mich zu meinem kleinen Freunde, weil sie sein gutes Herz und seine Mittel kennt. Ist es denn Unrecht, den Kleinen zum Wohlthun zu ermuntern?“

„Gewiß nicht, mein Herr, und Andreas ist Herr seines Geldes. Aber ehe man gibt, soll man wissen, ob die Armen der Unterstützung werth sind. Die Ersparnisse dieses Kindes sollen nicht zur Ermunterung des Lasters und der Trägheit dienen.“

Bei diesen Worten steckt Rossignol seine alte Raufbolderei auf und fragt in unverschämtem Tone:

„Was bedeuten diese Winke?“

„Sie bedeuten,“ antwortet Lucille, „daß Sie das Geld dieses Kindes vergeudet und ihm dafür eine alte Clystirspritze zugesteckt haben.“

„Eine neue, mit Verlaub. Ich will sie an Ihnen probiren, zum Beweise.“

„Heute wollen Sie dasselbe Experiment wiederholen.“

„Mamsell, reden Sie leiser, oder...“

„Ich rede so laut oder leise, wie ich will. Und wenn Sie noch länger impertinent sind, laß ich Sie hinausjagen oder verbiete Ihnen, je wieder das Hotel zu betreten. Verstanden? Derlei Unverschämte-

heiten stehen Ihnen schlecht nach den Dummheiten drunten im Cabinet des Herrn Grafen."

"Das ist der Mühe werth, weil ich dem räudigen Hunde, der mich versaute, die Pfote zertrümmert! Hat er nicht an drei genug, seinem einäugigen Herrn nachzuhinken?"

"Haben Sie die Wahrheit gesagt, so geben Sie mir die Adresse der vier armen Familien. Die Frau Gräfin wird sie nach Kräften unterstützen."

"Geh'n Sie mir mit Graf und Gräfin."

"Da haben wir's, Sie können mir nicht antworten. Pfui über dieß niedrige Benehmen! Fort von hier, und daß ich Sie nicht wieder treffe hier im Hause."

"Hoho, Schürzenmamsellen! Das zwitschert wie die Herrschaft. Ich gehe, weil es mir Vergnügen macht. Andreas, ich bin Dir nicht böse; wir seh'n uns bald wieder. Adieu, Domestikenseele!"

Rossignol schneidet Lucilie ein Gesicht und trollt dann von hinnen, sich stutzerhaft hin und her wiegend und die Arie: „Schooßkinder ihr der Damen“ trillernd.

„Der elende Kerl der!“ ruft Lucilie, ihm nachsehend.

Dann kommt sie auf mich zu, nimmt mich in die Arme und küßt mich — zum ersten Male. O, wie mir das thut! Ich sehe sie an und, mein Gott! die Thränen sitzen ihr ganz lose.

„Was haben Sie denn?“ frage ich sie.

„Wie gut Du bist, Andreas. Wie konnt' ich doch

so was von Dir denken? Nein, ich glaubte es nicht, aber ich wußte, dahinter stecke was, und das wollt' ich heraus haben. Jetzt weiß ich's und wie freue ich mich. Geschwind zur gnädigen Frau hinter!"

Und wie der Blitz ist sie fort. Gleich darauf läßt Madame mich rufen und scheint ganz bewegt, als sie mich erblickt. Herr Dermilly, der darüber gekommen ist, thut eben so gerührt, und Fräulein Adolphine nennt mich ihren guten Andreas. Was wollen sie denn von mir? Was habe ich so Erstaunliches gethan? Dann muß ich erzählen, was zwischen mir und Rossignol vorgefallen ist. Die gute Caroline nöthigt mich, die gleiche Summe von ihr anzunehmen, die unter falschem Vorwande mir abgeloct worden ist. Dabei fehlt es natürlich nicht an Ermahnungen, künftig vorsichtiger zu sein.

Nach diesem Vorfall sind die Frau Gräfin und Mamsell Lucilie noch wohlwollender und freundlicher gegen mich, während der Herr Graf mich finster ansieht, so oft er mir begegnet; denn er behauptet, ich sei Schuld an der Mißhandlung, die Cäsar von Rossignol erfahren hat.

Zweites Kapitel.

Erste Regungen des Herzens.

Dem Edelmuth meiner Wohlthäterin habe ich mein doppeltes Glück zu danken. Ich kann nicht

nur der guten Mutter eine gleich große Summe schicken, wie die, welche ich an Rossignol gegeben habe, sondern außerdem noch der Schwester ein Geschenk machen. Aber diesmal will ich Lucilie zu Rathe ziehen und sie bitten, für mich den Einkauf zu besorgen.

Ueber diesen Beweis meines Zutrauens zu ihr freut sich das junge Mädchen nicht wenig. Sie kauft mir eine niedliche Damenuhr, die lange nicht so viel kostet, als ich glaubte. Beim Anblick dieses Geschenkes springe ich hoch auf vor Freude. O, wie Nanette sich freuen wird! So oft ich von meiner Schwester rede, sieht mich Lucilie aufmerksam an.

„Du hast sie gern, die kleine Nanette?“ fragt sie.

„Und wie! Wir sind wie Bruder und Schwester.“

„Wie alt ist sie?“

„Eben so alt als ich: bald dreizehn Jahre.“

„Ist sie hübsch?“

„Alle finden es, Mamsell Lucilie.“

„Und Du auch, Andreas?“

„Ich weiß nur, daß sie gut ist und mich liebt. Ich weiß nicht, ob sie hübsch ist. Aber kann der häßlich sein, der von Herzen so gut ist?“

„Meinst Du, Andreas? Ich möchte sie gern einmal sehen. Warum kommt sie nie in's Hotel?“

„Sie wagt es nicht; auch Vater Bernhard nicht. Sie haben lieber, daß ich zu ihnen komme.“

„Und was thut sie zu Hause, Deine Nanette?“

„Sie näht und sorgt für Haus und Küche. Das macht sie schon ganz gut.“

„Was Du sagst! Den kleinen Ausbund möcht' ich sehen!“

Das sagt sie in einem Tone, daß man glauben sollte, sie ärgere sich über das Lob, das ich meiner Schwester gebe, und doch weiß ich, sie würde sie ebenso gern haben, wenn sie sie kenne, wie ich sie kenne. In einem Nu bin ich bei Vater Bernhard. Nanette ist allein; um so besser! ich bin so linkisch beim Schenken. Weiß Gott, was Nanette seit einiger Zeit hat. Je größer sie wird, um so mehr nimmt ihre Heiterkeit ab. Auch ist sie lange nicht mehr so vertraulich mit mir; oft vergißt sie gar, mich zu duzen und nennt mich Herr Andreas. Wenn ich sie darüber zanke und ihr die Veränderung in ihrem Wesen und Benehmen vorhalte, so wird sie roth, sieht mich zärtlich an und betheuert, sie wisse selbst nicht, warum es so sei, aber sie liebe mich nach wie vor gleich sehr, und ich bin fest überzeugt, sie sagt die Wahrheit.

Mein Geschenk macht Nanette die größte Freude. Sie hängt die Uhr um den Hals und ruft:

„Da soll sie immer bleiben.“

Plötzlich wird sie traurig und seufzt:

„Ach, Andreas, ich habe Nichts, was ich Dir bieten kann.“

„Nanette, hab' ich nicht Deine Freundschaft? Die ist mehr werth als alle Uhren in der Welt.“

Vater Bernhard kommt; er ist vor Staunen außer sich über das glänzende Geschmeide. Dann nimmt er eine ernste Miene an und sagt:

„Und Deine Mutter, Andreas? Sie kann das Geld besser brauchen, als Nanette die Uhr. Durch solche Geschenke richtest Du Dich zu Grunde, Andreas.“

„O nein, nein! Seht, das ist für meine Mutter. Die Frau Gräfin ist so gut! Sie kommt allen meinen Wünschen zuvor.“

„Mag sein, Andreas; aber ich dulde nicht, daß Du je wieder Nanette solche Geschenke machst. Sie ist keine Prinzessin, was soll sie mit so schönen Sachen? Mit Dir ist es anders, der Du in der vornehmen Welt lebst. Wir sind arme Leute und ich will nicht, daß meine Tochter sich wie eine große Dame trägt.“

Nanette hört ihm mit Thränen in den Augen zu und will mir die Uhr zurückgeben. Nur mit größter Mühe beschwichtige ich den ehrlichen Wasserträger. Er ist unendlich zartfühlend, und doch besucht er weder die Börse, noch die Hofwelt, noch die Geschäftsmänner.

Nach vielem Angenehmen muß ich Nanetten Etwas mittheilen, was sie betrüben wird. Meine Wohlthäterin will nämlich demnächst auf's Land gehen, wo sie seit mehren Jahren nicht gewesen ist, und ich weiß gewiß, daß sie mich mitnimmt.

„O mein Gott,“ seufzt Nanette, „und wie lange wirst Du ausbleiben?“

„Ich weiß es nicht, Nanette.“

Ich mag ihr nicht sagen, daß wir vielleicht mehrere Monate abwesend sind.

„Da haben wir's,“ hebt sie wieder an. „Ich sehe kommen, daß Du endlich ganz ausbleibst. So geht's, wenn man bei vornehmen Damen wohnt. Ich wollte lieber, Du nähmest die Uhr zurück und kämest dafür wie sonst.“

„Tochter, das kann nicht sein,“ fällt der gute Auvergnat ein. „Andreas weiß jetzt so viel schöne Sachen, daß er sich bei uns unwissenden Leuten langweilen würde.“

„O nein, nein, Vater Bernhard.“

„Und poß Sapperment, das nehme ich Dir nicht übel, Bursche. Wer so viel lernt, der lernt nicht, um Briefträger zu werden.“

„Und wenn ich auch so lernte, wie Andreas, Vater?“

„Schweig', kleine Närrin. Stopfe Deine Strümpfe und koch' mir eine gute Suppe: das ist Alles, was Du brauchst!“

Bei der Rückkunft in's Hotel höre ich von Lucilie, daß wir schon in acht Tagen auf das Landgut der gnädigen Frau abreisen.

„Wie reizend es da ist!“ ruft Lucilie. „Schöne Gärten, Gehölze, Blumen, Boskette. Wie lustig wollen wir sein! Da stört uns kein Graf, kein Caesar, kein Champagne. Wir nehmen nur Sophie, die Bonne des Fräuleins, und eine Köchin mit. Schloßvogt und Gärtner sind immer im Schlosse. Da können wir lachen und spazieren gehen. Gib Acht, wie ich Dich herumführen will in der Umgegend.“

Mamsell Lucilie kann den Augenblick der Abreise nicht erwarten. Auch ich würde mich freuen, wenn ich meine guten Freunde mitnehmen dürfte. Hier in Paris fürchte ich immer, dem Herrn Grafen zu begegnen. So oft er mich sieht, blickt er zornig weg und brummt laut genug, daß ich's höre:

„Der Bettelbube von Savoyarde, der von meinem Gelde lebt, ist schuld, daß Cäsar zum Krüppel wurde.“

Die Worte jagen mir das Blut in's Gesicht, denn ich muß dann immer des guten Vaters selig gedenken, wie er im Bette liegt und hinsieht an den Wunden, die er in seinem edlen Eifer für die Lebensrettung des Grafen erhalten hat. Nur die Rücksicht auf meine großmüthige Beschützerin hält mich ab, ihm zu antworten, wie sich's gebührt. Ich schweige und gehe fort, seufzend:

„Kann das der Gemahl der Gräfin und der Vater Adolphinsens sein?“

Den Tag vor der Abreise nehme ich von meiner Schwester Abschied.

„Wie werde ich Dich vermissen, Andreas,“ sagt sie. „Wie lange wird mir die Zeit scheinen. Ich will recht oft die Uhr anseh'n und immer dabei an Dich denken.“

Gute Nanette! Wüßte sie, daß wir mehrere Monate lang uns nicht sehen werden! Ich umarme sie zärtlich, das thue ich so gerne! Mir ist dann so ganz anders zu Muthe als bei dem Kuß, den Mamsell Lucilie mir unlängst gab. Bei der guten

Schwester seufze und zittere ich nicht, noch werde ich roth und unruhig. Warum gerieth ich denn in solche Bewegung bei dem Kuß des jungen Kammermädchens? Und doch habe ich Nanette viel lieber als Lucilie. Und Adolphine! O, die liebe ich wieder ganz anders als Nanette und Lucilie. Oft glaube ich gar, ich liebe sie nicht, weil ich in ihrer Nähe so verlegen werde. Ich bin immer unruhig, so oft ich zu ihr hinuntergehe. Kaum wage ich an ihrer Seite den Mund aufzuthun. Wie sonderbar das Alles ist! Werde ich denn immer kindischer, je älter und größer ich werde? Nur bei Nanette bleib' ich mir immer gleich.

Der Tag der Abreise ist da. Ich bin in dem nämlichen Wagen mit der Frau Gräfin, ihrer Tochter und Lucilie; die beiden Bonnen sitzen im Packwagen. Wie angenehm wird die Fahrt werden! Ich sitze Adolphine gegenüber und doch wünschte ich mir fast einen andern Platz. Ich sehe immer nieder und wage kaum, das lebenswürdige Kind anzusehen, noch Hand und Fuß auszustrecken, aus Furcht, die andern zu berühren. Am meisten in Verlegenheit bringt mich der Gedanke, daß die Andern merken könnten, was in mir vorgeht, während ich es selber nicht recht weiß.

„Warum so schweigsam, Andreas?“ fragt die Gräfin. „Freuest Du Dich nicht mit uns, auf's Land zu kommen?“

„O gewiß, gnädige Frau!“

„Und doch bist Du so betrübt?“

„Ich weiß den Grund, Madame,“ sagt Lucilie.
 „Herr Andreas denkt an seine kleine Nanette! Er
 hat das Heimweh nach ihr.“

Mamsell Lucilie irrte sich, ich dachte nicht an Nanette. Lächelnd antwortet die Gräfin:

„Um so angenehmer das Wiedersehen, Andreas.“

Ja, gewiß freue ich mich, sie wiederzusehen, und doch sind Madame und Lucilie im Irrthum. Etwas ganz Anderes als das Heimweh nach Nanette hält mich ab, Adolphine anzusehen.

Die Tochter meiner Wohlthäterin nähert sich ihrem zehnten Lebensjahre. Ihr Wuchs wird schlanker und voller, ihre Züge markirter. Die Augen sind immer gleich schön, aber der Ton ihrer Stimme scheint mir noch sanfter zu werden, und ihre Manieren noch anmuthiger; Geist, Urtheil und Gemüth entfalten sich immer mehr. Sie spielt nicht mehr mit der Puppe: Musik und Zeichnen sind jetzt ihre liebsten Beschäftigungen; dabei ist sie gleich gut und wohlthätig gegen die Armen und Unglücklichen, wie bisher. Sie weiß Nichts von der Gefallsucht und dem Dünkel auf körperliche und geistige Vorzüge, die so oft den Uebergang des Kindes in's jungfräuliche Alter begleiten.

Nur von Zeit zu Zeit, wenn ich mich unbemerkt glaube, sehe ich Fräulein Adolphine verstoßen an. Begegnen sich unsere Blicke, so schlage ich den meinen schnell nieder, und doch lese ich in ihren nur Sanftmuth und Freundschaft für mich.

Das Gut der Frau Gräfin liegt in der Nähe von Fontainebleau. Gegen sechs Uhr Abends rollt unser Wagen in den weiten, mit einer Gittermauer umschlossenen Hof eines prächtigen, dicht am Wege gelegenen Hauses. Der Schloßvogt eilt herbei und gleich nach ihm der Gärtner und seine Frau. Die Kunde von der Ankunft der gnädigen Frau verbreitet sich mit reißender Schnelle. In Aller Augen sehe ich die herzlichste Freude glänzen. Kaum sind wir in's Innere des Hauses eingetreten, und schon hat sich eine große Menge Dorfbewohner, Greise, junge Mütter, Kinder, versammelt, die Guts herrin zu beglückwünschen. Wo sie weilt, da ist sie geliebt und angebetet, denn überall hinterläßt sie Spuren ihrer Menschenfreundlichkeit. Wie herzlich ist ihr Empfang an diesem Orte! Sie braucht keinen Intendanten, der mit Geld und guten Worten die Bauern zu Böllerschüssen ermuntert und zu Freudengeschrei, das zu dem unfreundlichen Ausdruck der Gesichter schlecht paßt. Sie kommt nicht wie eine Herrin, welche die Huldigungen ihrer Vasallen entgegennimmt und die offiziellen Lobhudeleien gähmend anhört; nein, sie kommt als eine gute Fee, der das Wohlthun ihre einzige Lust ist. Die Heiterkeit, die ihre Ankunft veranlaßt, ist ungekünstelt, natürlich, rein. Sie wird empfangen wie eine Mutter von ihren Kindern.

Die Freude der Dorfbewohner ist um so größer, als die Gräfin, durch verschiedene Beweggründe in Paris zurückgehalten, voriges Jahr ihr Gut nicht besuchen konnte. Sie weiß Jedem etwas Angeneh-

mes, Freundliches zu sagen, und stellt dann den Leuten ihre Tochter vor.

„Du siehst, liebe Adolphine,“ sagte sie leise zu ihr, „wie gerne mich die Leute haben, und doch that ich Nichts weiter, als daß ich für ihre Interessen sorgte, indem ich die Arbeit belohnte, die Armen unterstützte, hauptsächlich aber keinerlei Unbill duldete. Es ist so leicht, sich beliebt zu machen: man braucht bloß das Gute aufrichtig zu wollen und selbst zu thun. Die Wohlthaten, die durch viele Zwischenhände gehen, verlieren allen Nutzen und bewirken oft, daß man die eigentliche Quelle derselben vergift.“

„Wird der Herr Graf auch so aufgenommen?“ frage ich Lucilie leise.

„Warum nicht gar! Man schießt, man lärmt, man schreit, man wünscht ihm Glück; aber das Alles geschieht auf Antrieb Champagne's. Herr von Franconard heßt Cäsar auf Alle, die nicht laut jubeln und schreien.“

Während die gnädige Frau und Fräulein Adolphine ausruhen, schlägt mir Lucilie einen Rundgang durch's Schloß vor. Das kommt mir ganz erwünscht und ich folge meiner lebenswürdigen Führerin. Dann gehen wir in den Garten hinunter, der sich weit, weit hinter dem Schlosse ausdehnt. Wie so hübsch ordentlich Alles ist! Bewundernd sehe ich mir die reizenden Boskette, die dichtbelaubten Alleen und künstlich ausgeschnittenen Baumgruppen an. Nichts fehlt an diesem Orte der Lust: hier ein Wasserfall, ein Teich, eine Grotte; dort eine Felspartie, ein

dichtes Gehölz; dort wieder blumige Rasen, Blumenhecken und Beete, niedliche Pavillons u. s. w. Wie köstlich muß sich's hier wohnen! Ich springe und hüpfte von Allee zu Allee, von Weg zu Weg.

„Hab' ich's nicht gesagt, Andreas, wie schön es hier ist?“ sagt Lucilie. „O, ich wollte, wir blieben recht, recht lange hier; aber halt, wo bringen wir Dich unter? Komm', ich will Dir eine hübsche Kammer aussuchen.“

Wir kehren in's Schloß zurück und gehen von einem Zimmer in's andere.

„Hier schläft die gnädige Frau,“ sagt Lucilie, „und dort das Fräulein. Der Herr Graf wohnt ganz am andern Ende.“

„Und hier?“

„Herr Dermilly, wenn er uns besucht. Und dort ist mein Zimmer; gerade darüber sind zwei Stuben . . . meiner Seel', die wären für Dich recht. Und wenn Du nicht artig bist, klopfe ich mit dem Stocke an die Decke. Was meinst Du, Andreas, soll ich hier für Dich sorgen wie in Paris?“

„Ja, ja, Mamsell, Sie sind so gut gegen mich!“

„So bin ich nicht gegen Alle, Andreas, aber Du bist auch so nett, so artig, so gehorsam.“

Damit kommt sie auf mich zu und gibt mir einen Patsch auf die Wange. Schon habe ich mich auf einen Kuß gespitzt, aber nein! . . . Schade d'rum.

Die Frau Gräfin ist mit Luciliens Wahl zufrieden. Dann ordnet sie meinen Lehr- und Lernplan, so wie den ihrer Tochter. Nach gethaner Arbeit

dürfen wir; so viel herumspazieren, laufen und spielen, als wir wollen. Hier auf dem Lande fühle ich mich in Adolphins Nähe ungleich weniger genirt und verlegen. Ausgenommen die Arbeitsstunden sind wir immer bei einander. Bald laufen wir in die Alleen und auf den Rasenplätzen herum, bald fahre ich sie im Nachen auf dem Teiche. Oft begleitet uns Lucilie, meistens aber ist sie bei der Frau Gräfin. Sobald Adolphine mich sieht, winkt sie mir in den Garten.

„Du bist nicht gescheidt, Adolphine, Du langweilst Andreas,“ sagt die Gräfin mitunter.

„Nicht doch, liebe Mutter,“ antwortet die Tochter, „laß uns nur herumlaufen. Ich versichere Dir, Andreas langweilt sich nicht bei mir.“

Wie im Fluge enteilt die Zeit an diesem schönen Orte. Immer fester wurde das Band zärtlicher Vertraulichkeit, das uns umschlingt; hier schreckt mich weder die Gegenwart langweiliger Personen, noch der Zwang der Etikette von Adolphins Seite weg. Gute Nanette, ich habe dich stets gleich gerne, und doch wünsche ich nicht den Augenblick unserer Rückkehr nach Paris herbei.

Wir wohnen jetzt fünf Monate hier, fünf Monate! Mein Gott, wie schnell sie vergangen sind!

Herr Dermilly hat uns dreimal besucht, jedesmal auf vierzehn Tage. Der Herr Graf meldete zwar brieflich seine Ankunft, ist aber durch einen starken Gichtanfall in Paris zurückgehalten worden.

Paul de Roß. LXXXV. 4

So kommen wir diesmal mit der bloßen Furcht davon. Der Herbst ist vor der Thüre: die Blätter welken, die Bäume entlauben sich. Gegen Ende des sechsten Monates unseres ländlichen Aufenthaltes begeben wir uns auf die Heimreise. Mit tiefbetrübtem Herzen scheidet ich von diesem lieben, lieben Orte. „Nächstes Jahr kommen wir wieder,“ tröstet mich Adolphine, „und sind dann eben so vergnügt.“

Lucilie sagt das Nämliche, und um die Schmerzen des Abschiedes zu überwinden, denke ich an die Freude des Wiedersehens mit Nanetten.

Mein erster Ausgang in Paris ist zu Vater Bernhard. Nanette öffnet die Thüre... mein Gott, wie groß ist sie geworden! Sie sieht nicht mehr aus wie ein Kind, aber die Heiterkeit, die sie noch einmal so hübsch machte, ist dahin. Ihre Augen sind roth von Weinen, ihre Züge matt. Sie umarmt mich nicht wie gewöhnlich, sondern ruft bloß:

„Sie da, Herr Andreas?“

„Herr Andreas? Was soll das? Bin ich nicht mehr Dein Bruder, Dein bester Freund?“ Ich fliege in ihre Arme, drücke sie an's Herz, küsse sie. Ihre Thränen brechen sich Bahn.

„Du liebst mich also noch wie sonst!“ ruft sie. „Sechs Monate, sechs lange Monate ohne Dich! Ich glaubte schon, Du kämest nie wieder. Ach, ich habe viel, viel geweint, und Du, bist Du recht vergnügt gewesen?“

Ich wage nicht ja zu sagen.

„Aber warum hast Du geweint, Nanette? War

es denn meine Schuld, daß ich auf das Land mußte?"

"Warum ich weinte? Du fragst wie mein Vater! Weil ich Langeweile hatte. Aber wenn Du nächstes Jahr wieder auf's Land gehst, kann ich wenigstens Nachricht haben von Dir."

"Hat der Hauswart Dir keine Nachricht von mir gegeben, wie er versprach?"

"Nicht durch den Hauswart will ich sie haben, Andreas, auf andere Weise."

Sie will nicht mehr sagen. Inzwischen kommt Vater Bernhard zurück; er findet, ich sei viel größer und stärker geworden.

"Die Landluft bekommt Dir gut, Freundchen," sagt er.

"Das fehlt noch, Papa, daß Ihr sein Aussehen rühmt, dann bleibt er in Zukunft ganz auf dem Lande!"

Bernhard hat während meiner Abwesenheit Nachricht von meiner Mutter erhalten. Sie weiß noch immer Nichts von Peter, freut sich aber, daß es mir gut geht und wünscht Nichts sehnlicher, als mich noch einmal zu sehen und zu umarmen. Ich theile ihren Wunsch und hoffe das Beste davon, doch muß ich erst meine Studien beenden und mich der Wohlthaten meiner Beschützerin würdig beweisen. Ich verspreche, meine guten Freunde täglich zu besuchen, als Ersatz für die mehrmonatliche Trennung von ihnen.

Dacht' ich mir's doch, daß ich in Paris nicht so

glücklich sein werde wie auf dem Lande! Hier im Hause sehe ich Fräulein Adolphine nur selten, und nie bin ich allein mit ihr; es sind entweder Lehrer oder irgend eine Kammerjungfer bei ihr. Wie ganz anders wirkt die Stubenluft auf Geist und Gemüth, als die frische Natur. Der Anblick der freien Gotteswelt macht das Herz weit und gibt den Gedanken Nahrung. Bei unsern Spielen im Garten, wie oft habe ich sie in den Arm genommen; hier wage ich kaum ihre Hand zu berühren. Sobald Besuch kommt, muß ich fort, denn ich fürchte den Herrn Grafen, der mich immer noch so grimmig ansieht. Fast die ganze Zeit bin ich auf meinem Zimmer, aber um so fleißiger kann ich arbeiten, und je mehr ich das thue, um so mehr regt sich mein Ehrgeiz. Ich glaube, ich möchte durch Uebung und Ausbildung meiner Talente meine geringe Geburt in Vergessenheit bringen. Doch nein, ich will nie meine arme Herkunft vergessen, will ihrer stets gedenken und wenn ich noch so reich und vornehm werde. Wer sein Glück sich selbst verdankt, ist der nicht eben so achtungswerth, als wer im Schooße des Reichthums geboren wird?

Der Frühling ist wieder da. Ich sehne mich nach dem Augenblick, wo wir auf's Land gehen, wo ich oft mit Adolphine allein sein und sie sehen kann, so oft ich will. Dennoch steigt mit jedem Tage meine Verlegenheit gegenüber dem Fräulein. Ich bin jetzt vierzehn Jahre, sie ist bald eils, wir sind also noch Kinder. Warum bin ich denn weniger heiter als ehemals? Nimmt das Glück mit den Jahren ab?

Ich fühle eine Sehnsucht in mir und weiß nicht, wornach? In meinen Träumen sehe ich immer Adolphinens Bild. Auch das junge Kammermädchen erscheint mir oft, wie sie leibt und lebt, mit ihrem reizenden Gesichtchen, ihren anmuthigen, lebhaften Bewegungen, ihren lockenden Formen, ihren niedlichen Füßchen. Was heißt das? Vielleicht bin ich krank, aber ich wage nicht, gegen irgend wen von den Empfindungen meines Herzens zu reden, denn ich fürchte, man lacht mich aus.

Endlich naht der Tag der Abreise. Beim Abschiede sagt Nanette:

„Du sollst bald Nachricht haben von mir.“

„Durch wen?“

Aber sie bleibt mir die Antwort schuldig.

Der Wagen rollt hinaus zu den Thoren der Hauptstadt. Alles unterwegs lacht mich an, denn ich freue mich auf das Ziel unserer Reise. Auch diesmal sitze ich Fräulein Adolphine gegenüber. Trotz der besten Vorsätze, nicht so schüchtern und verlegen zu sein, bleibt es beim Alten, ja wird es noch schlimmer als je zuvor, sobald ich mich unter den drei Damen sehe. Ich weiß nicht, wohin ich blicken, wo ich Hände und Füße lassen soll. Werde ich gefragt, so erröthe ich bis unter die Ohren und kann kaum antworten. O, gewiß bin ich innerlich glücklich, aber Niemand vermuthet das an meiner traurigen Miene. Ich, früher so heiter, so ungezwungen und natürlich, so nett, warum bin ich jetzt so ganz anders geworden? Nur bei Nanetten bin ich

der Alte, aber, o weh! mir scheint, als ob Nanette mir gegenüber ganz so wird, wie ich in der Nähe von Fräulein Adolphine werde. Sie seufzt von Zeit zu Zeit und erröthet, wenn ich sie ansehe. Nanette ist genau von meinem Alter. Vielleicht ist das die Folge unserer vierzehn Jahre.

Endlich haben wir den herrlichen, wonnigen Aufenthalt erreicht. Ich fühle, wie die Ungezwungenheit, die hier auf dem Lande herrscht, mir meinen alten Frohsinn theilweise wiedergiebt. Ach, wie gerne lebte ich so fort und fort. Nichts fehlt mir hier als die gute Mutter, Peter und die guten Pariser Freunde.

Dank dem Unterrichte des Herrn Dermilly zeichne ich schon recht hübsch. Auch Adolphine hat es in dieser Kunst schon weit gebracht, die uns für diesen Sommer neuen Genuß verspricht. Unter schattigen Bäumen auf einer Rasenbank sitzen wir Beide und nehmen die schöne Landschaft auf, die sich vor uns ausbreitet. Die Frau Gräfin ist Richter in zwischen uns. Ich gebe mir alle Mühe, denn ich möchte gar zu gerne das Lob meiner Wohlthäterin verdienen, und dann sieht sich's so gut an Fräulein Adolphinens Seite! Während sie zeichnet, kann ich sie ganz nach Belieben ansehen und ihre kindlich reinen Züge bewundern, in denen sich schon die ersten Seelenregungen der Jungfrau abspiegeln. Wenn sie das bemerkt, ruft sie lachend:

„Andreas, Du zeichnest nicht; was gilt's, ich werde eher fertig als Du!“

Sobald ich aber niedersehe auf die Zeichnung,

dann reißt sie leise das Köpfchen über meine Schulter und steht mir auf das Blatt, um ihre Arbeit mit der meinigen zu vergleichen und darnach auszubessern. Dann halte ich ganz stille und thue, als merkte ich ihre Schalkheit nicht. Wie wonnig ist mir zu Sinne, wenn ihr Köpfchen so neben dem meinigen ruht!

Lucilie erweckt Empfindungen ganz anderer Art in mir. Wenn wir Zwei allein ausgehen oder Krieger spielen, dann drück' ich ihre Hand in der meinigen, berühre ihre lockenden Formen und sehe lüstern ihr in's schelmische Auge. Bei ihr weiß ich nichts von Schüchternheit; dafür sind die Gefühle, die sie mir einflößt, ungleich weniger sanft. An Lucilie denke ich nur, wenn ich sie sehe, während Adolphiens Bild mir nie aus dem Sinne kommt.

Seit dem Tage, wo sie Rossignol aus meinem Zimmer fortwies, hat sie mich nicht mehr umarmt. Lucilie scheint weniger vertraulich mit mir zu sein als früher, gewiß nicht aus dem Grunde, weil sie an derselben Krankheit leidet wie ich, denn sie ist ja schon zwanzig Jahre alt. Wenn wir zusammen spielen oder ich mich auf ihren Schooß setzen will, stößt mich Lucilie sanft zurück und sagt mit bewegter Stimme:

„Nimm Dich in Acht, Andreas, Du bist bald kein Kind mehr, wir können nicht mehr dieselben Thorheiten machen.“

„Warum nicht, Mamsell?“

„Weil . . . o, Du Schelm Du, weil . . . nur Geduld, Sie werden es bald einsehen, mein Herr!“

Und doch treibt sie gerne ihre Narrheiten mit mir, immer treffe ich sie im Garten, oft sieht sie mich versteckt an, und wenn Madame sie ausschickt in's Dorf, will sie, daß ich sie begleite. Dann nimmt sie meinen Arm und ich bin jetzt erwachsen genug, ihr Cavalier zu sein. Meinem Wuchse nach bin ich wie ein Siebenzehnjähriger. Wie gerne höre ich sagen: er sieht schon aus wie ein Mann! denn ich meine, als Mann lebe sich's viel glücklicher denn als Jüngling. Werde ich immer so denken?

An holperigen Stellen lehnt sich Lucilie auf mich, und das behagt mir recht wohl. Wird der Weg enger, so daß wir einander näher kommen, dann fühle ich, wie ihr Busen unter meiner Hand schwillt, und dieß macht mir das Herz klopfen. Setzen wir uns und legt sie ihre Hand in die meinige, so habe ich immer Lust, sie zu drücken, doch wage ich's nicht. Glücklicher Weise ist Lucilie kühner als ich: ihre hübschen Finger drücken zärtlich die meinigen und dann werde ich purpurroth.

Ungefähr nach Verlauf des ersten Monats unseres ländlichen Aufenthaltes überreicht mir eines Morgens die gnädige Frau einen Brief, der unter meiner Adresse mit der Post angekommen ist.

„Ein Brief an mich? Von wem kann der sein?“

„Vielleicht von Deiner Mutter,“ antwortet die Gräfin.

„Meine Mutter kann nicht schreiben, Madame, auch Bernhard nicht.“

„So ist er von anderer Hand,“ sagt Mamsell

Lucilie, die zufällig in dem nämlichen Zimmer sich befindet und, wie ich ihr ansehe, vor Neugierde brennt, den Namen des Briefstellers zu erfahren.

Madame erlaubt mir, ihn zu lesen. Die Schrift ist zwar schlecht, doch leserlich. Was seh' ich! Von Nanetten... sie hat also schreiben gelernt, um mit mir correspondiren zu können.

Ich schreie laut auf vor Staunen und Freude und sage zu Madame:

„Von Nanette, von Nanette! ein Brief von meiner Schwester!“

In meiner Freude übersehe ich ganz das häßliche Mäulchen, das Lucilie macht, und höre nicht, wie sie vor sich hinhurmelt:

„Dacht' ich mir's doch!“

Madame erlaubt mir, Nanettens Brief laut vorzulesen. Denn er kann kein Geheimniß enthalten.

Er lautet also:

„Lieber Andreas, ich habe heimlich schreiben gelernt, um Dir Nachricht von mir geben und einen Brief von Dir empfangen zu können. Ach, wie lange kommt mir der Sommer vor, seit Du nicht bei uns bist! Wann hört das endlich auf? Wann sehe ich Dich wieder täglich, wie ehemals? Antworte mir, Andreas. Der Vater verzeiht gewiß, daß ich ohne sein Wissen schreiben gelernt habe, wenn ich ihm einen Brief von Dir vorlese.“

„Das gute Kind!“ sagt die Frau Gräfin. „Du wärst recht undankbar, Andreas, wenn Du sie nicht wieder liebtest, die Dich so liebt.“

„Ich bin nicht undankbar, Madame: ich will, daß Nanette stets an meinem Glücke Theil nimmt.“

„Das sieht man!“ sagt Mamsell Lucilie halblaut und dreht zornig an einem Halstuch, das sie in der Hand hat.

„Antworte Deiner Schwester, Andreas, sage ihr, daß ihr euch wiedersehen werdet, und wenn Du sie nach einigen Jahren noch so lieb hast, wie jetzt, dann . . . aber was hat Euch das Theebrett gethan, Lucilie? Ihr werft alle Tassen auf die Erde!“

„Es ist nicht meine Schuld, Madame,“ antwortet Lucilie und beißt sich in die Lippen, „die Theekanne fiel mir aus der Hand beim Reinigen . . . ich wollte den Fingerhut aufnehmen.“

Lucilie weiß nicht mehr, was sie sagt. Indes eile ich auf mein Zimmer, Nanettens Brief zu beantworten und ihr zu versprechen, daß ich oft schreiben werde. Madame will die Güte haben, den Brief abzusenden. Als ich ihn hinunter bringen will, begegne ich dem Kammermädchen. Mein Gott, wie böse sieht sie aus! Schweigend geht sie an mir vorüber.

„Was haben Sie denn, Mamsell Lucilie?“ frage ich sie.

„Was geht das Sie an, mein Herr? So, so . . . Sie haben Ihrer Nanette schon geantwortet, das lob' ich. Gewiß einen Schwur ewiger Liebe?“

„Sie verlangt keinen Schwur; sie weiß, daß ich ihr treu bleibe.“

„Seht mir den kleinen Prahlhans an. Die Tochter eines Wasserträgers . . . göttlich, göttlich!“

„Aber, was bin ich denn, Mamsell?“

„Sie, mein Herr? Das ist was Anderes: Sie können sich emporarbeiten mit Hülfe der Erziehung, die Sie genießen. Ein Mann von Geist, Talent, der kommt weit.“

„Sie thun nicht recht, Mamsell Lucilie, die arme Nanette zu verachten; das hätte ich nicht von Ihnen gedacht!“

„Ich verachte sie nicht, aber ich kann sie nicht ausstehen.“

„Was hat sie Ihnen denn gethan?“

„Nichts, nichts, aber ich will nicht, daß Sie mir wieder von ihr reden. Sie denken nur an Ihre Nanette und das langweilt mich.“

Und damit geht sie zornig fort. Sie glaubt also, ich denke nur an Nanetten? O, ich wollte, es wäre so, denn meine Liebe zu Nanetten nimmt mir nicht meine Heiterkeit oder stimmt mich so wehmüthig. Ja, ich liebe sie zärtlich, ich könnte mein Leben lassen für sie, aber meine Liebe zu ihr ist wie die Liebe zwischen Geschwister oder der Geschwister zu den Eltern.

Schon naht das Ende der schönen Jahreszeit und noch immer schmollen wir, Lucilie und ich. Da hören wir eines Morgens einen lauten Lärm im Vorhofe. Ein Wagen fährt in gestrecktem Galopp herein: der Herr Graf ist's, begleitet von Champagne, seinem Oberkochen und zwei Lakaien.

Ach, wir waren so ruhig und zufrieden. Was will er denn hier? Warum stört er uns?

„Das dacht' ich mir,“ sagte Lucilie lächelnd. „Madame erhielt vor wenig Tagen einen Brief vom Herrn Grafen, worin er schreibt, er müsse noch in diesem Jahre einen Leibeserben haben, deshalb kommt er mit Extrapost. Aber wenigstens schon zwölfmal kommt er in derselben edlen Absicht und muß unverrichteter Sache wieder abziehen.“

Vor dem Gebell Cäsars, der quiekenden Stimme seines Herrn, dem lauten Lärm der Dienerschaft ist die Freude aus unserer Wohnung entwichen. Madame hat sich mit ihrer Tochter eingeschlossen, ich verstecke mich auf mein Zimmer, nur Lucilie geht dem Herrn Grafen entgegen, der schon ganz wild thut, daß die Bauern ihn nicht mit Lebehochrufen und Blumensträußen empfangen.

„Sie wußten Nichts von Ihrer Ankunft, Herr Graf,“ antwortet lächelnd das junge Kammermädchen.

„Macht nichts, Mamsell, sie hätten sie errathen sollen; sie müssen jeden Augenblick auf meine Ankunft gefaßt sein! Ist das billig, daß ein großer Grundbesitzer ganz so aus dem Wagen steigt wie ein simpler Privatmann? Ist es nicht ihre verdammte Schuldigkeit, mich, der ihnen Brod und Arbeit gibt, mit lauten Vivats zu empfangen?“

„Sie hätten es auf Befehl gethan, Herr Graf.“

„Gewisse Dinge sollte man nie vergessen, Mamsell ... her, Cäsar, her ... aber die Frau Gräfin ver-

steht das Regiment nicht, die Leute haben keinen Respekt vor ihr."

"Um so mehr Liebe, Herr Graf!"

"Liebe, Liebe? Bah, das macht keinen Lärm... still, Cäsar!... Ich will, daß man mich heut' Abend glänzend bewillkommt, verstanden, Champagne?"

"Ja, Herr Graf."

"Ich will, daß alles Bauernpöbel singt, tanzt, mich bewillkommt, kurz, seine Freude über meine Ankunft laut bezeugt."

"Das sollen sie, Herr Graf, ich nehme es auf mich; sie werden mit dem Empfange zufrieden sein."

"Je lauter, desto besser. Und Du bezahlst ihnen die Geigen, hörst Du?"

"Ich höre, Herr Graf."

Herr von Franconard begibt sich in seine Gemächer und läßt sich durch Lucilien bei Madame melden.

"Was führt Sie denn so plötzlich her?" fragt Lucilie Herrn Champagne.

"Ich glaube, unser Souper von gestern Abend."

"Ihr Souper?"

"Ja, der Herr Graf traktirte gestern Abend drei gute Freunde, drei lustige Zechbrüder. Es ging hoch her dabei: erst Tafel zu Ehren eines neuerfundenen Gerichts; der Koch scheint damit Ehre eingelegt zu haben, denn Alle waren die Ausgelassenheit selbst. Der Herr Graf wollte es seinen Gästen zuvorthun. Vergebens erinnerte ich ihn an das Podagra und Chiragra, vergebens an die Vorschriften des Arztes. Als er vom Tisch aufstund, schwur er, er wolle einen Erben ha-

ben, und noch in diesem Jahre. Deshalb kamen wir mit Extrapost hier an."

Dann geht Champagne in's Dorf, posaunt überall die Ankunft des Grafen aus und verkündet, daß er schlechierdings feierlich empfangen werden wolle. Aus Rücksicht auf ihre edle Wohlthäterin, deren Gemahl Herr von Franconard ist, lassen die Leute die Arbeit liegen, ziehen ihre Sonntagskleider an und binden Blumensträuße. Champagne steckt den jungen Burschen einige alte Flinten zu, läßt sie mit Salz laden und empfiehlt ihnen nachdrücklichst, aus vollem Halse Vivat zu schreien und so laut als möglich zu spektakeln. Um dem Stolze mancher Herren zu genügen, ist oft weiter Nichts nöthig, als daß man ihnen die Ohren vollschreit. Wären sie nicht durch Eigenliebe und Eitelkeit verblendet, könnten sie vorurtheilsfrei in den Herzen derer lesen, die ihnen Weihrauch streuen und Complimente schneiden, könnten sie die wahren Triebfedern der sie scheinbar vergötternden Menge ergründen: wahrlich, sie würden wenig Werth legen auf solche Huldigungen!

Der Herr Intendant, eine Art Ceremonienmeister bei den offiziell-feierlichen Empfangsfelichkeiten des Herrn Grafen, vergißt nie, einige Pakete voll Pestarden mitzubringen, die dann unter die Bauernschaft ausgetheilt werden.

Auch diesmal hat er sie nicht vergessen, und um den gnädigen Herrn, dem der Lärm nie laut genug ist, ja recht zufrieden zu stellen, hat er außerdem eine Menge Sonnen, Schwärmer und Ra-

feten eingekauft, zur größerer Verherrlichung des Festes.

Alles ist in Bewegung im Hause; der Herr Oberkoch kehrt das Unterste zu Oberst, um dem Grafen eine zweite Auflage des gestrigen, so beifällig aufgenommenen Berichtes zu veranstalten. Unterdeß ist Herr von Franconard gleich nach gemachter Toilette in seinem Zimmer tief eingeschlafen und erwacht erst, als die Tafel servirt ist.

Schnell begibt er sich in's Zimmer, wo die Gräfin und ihre Tochter auf ihn warten. Er bietet ersterer galant den Arm und führt sie in den Eßsaal.

Bei Tische sieht er sich das gnädige Fräulein genau an, das er seit lange nicht beachtet hat.

„Teufel,“ sagt er, „die Kleine wächst erstaunlich heran, sie wird mir immer ähnlicher. Wie alt ist sie, Madame?“

„Sie tritt in ihr zwölftes Jahr, mein Herr.“

„Das macht sich! In drei oder vier Jahren können wir sie an einen hohen Herrn aus meiner Bekanntschaft verheirathen, an einen lustigen Bruder wie ich bin; aber erst wollen wir sie mit einem Brüdchen beschenken.“

„Mein Herr, ich bitte Sie,“ flüstert die Gräfin dem Grafen in's Ohr, „bedenken Sie, meine Tochter ist kein Kind mehr. Verschonen sie mich mit Ihren Scherzen.“

„Ich schweige nicht, Madame, ich rede in allem Ernst. Doch Sie haben recht: non est in locus. Essen wir erst; nach dem Bauernfest heut' Abend

werden Sie mir ein gnädiges Gehör schenken, hoffe ich."

Auf dem Lande esse ich gewöhnlich mit Madame. Aber aus Furcht vor dem Grafen habe ich nicht gewagt, mich bei Tische einzufinden.

"Warum kommt denn Andreas nicht?" fragt Adolphine ihre Mutter.

"Wer ist das, der Andreas?" fragt der Graf. "Doch nicht der kleine Savoyarde?"

"Ja, mein Herr, der Sohn des Mannes, der Ihnen und meiner Adolphine das Leben rettete. Sie scheinen den Umstand immer zu vergessen."

"Wie oft soll ich daran denken, Madame, an den einmaligen Umstand? Uebrigens scheint er hier gut genug aufgehoben... Apporte, Cäsar, apportel Spring'... besser! Der arme Cäsar, wie er schlecht springt, seit der Schurke ihn verkrüppelt hat!... Ist der Savoyarde an Ihrem Tische, Madame?"

"Auf dem Lande, ja. Warum sollte er nicht? Sie wissen, ich behandle ihn nicht wie einen Bedienten; die Erziehung, die ich ihm geben lasse, schlägt vortrefflich an: sein Benehmen und seine Sprache gestatten ihm den Zutritt zur besten Gesellschaft."

"Er ist und bleibt ein Savoyarde, Madame, und ich finde es höchst lächerlich, daß Sie ihn an Ihrem Tische essen lassen, weil Anstand, Etikette, Decoreur... kusch, Cäsar, kusch, du kommst mit der Pfote auf meine Serviette."

Die Frau Gräfin schweigt, Adolphine ist traurig, weil ich nicht da bin und sie in Gegenwart ihres

Vaters nicht wagt, fröhlich zu sein wie gewöhnlich. Während sie essen, schleiche ich mich aus meinem Versteck im Zimmer und gehe in den Garten hinunter. Ich denke über Dies und Jenes nach, ich werde ja immer vernünftiger. Mit fünfzehnthalb Jahren kennt man schon den Zauber süßer Träumereien. Der Gedanke an Adolphinen entlockt mir einen zärtlichen Seufzer. Wer zum ersten Male liebt, der zieht die Einsamkeit den frohen Knabenspielen vor. Die keimende Liebe ist das Grab der Kindjahre und die Wiege süßer Hoffnungen. So geht es weiter, bis mit dem Alter die Liebe uns verläßt; dann wandelt sich die Hoffnung in das Heimweh nach der frohen Vergangenheit um.

Des nahe bevorstehenden Umzuges nach Paris gedenkend, wandle ich traurig und mißmuthig durch eine der langen Alleen des Parkes, als ich plötzlich eine wohlbekannte Stimme höre, welche ruft: „Hören Sie auf oder ich werde böse!“

Lucilie ist's. Die Stimme kommt aus einem nahen Boskett, wovon ich bloß durch einen Gliederbusch getrennt bin. Gleich plagt mich die Neugierde. Ich gehe näher, mache leise die Blätter auseinander und sehe — Herrn Champagne auf einer Rasenbank neben Lucilie, die Kränze bindet und von Zeit zu Zeit den Herrn Intendanten zurückstößt, weil er ihre Arbeit etwas allzu nahe betrachtet.

Ich weiß nicht warum? aber ich kann den Champagne nicht leiden. In Paris sitzt er Mamsell Lu-

cilie immer auf den Fersen, langweilt sie mit ewigen Complimenten, spielt den Verliebten und glaubt sich unwiderstehlich. Was mag er jetzt von ihr wollen in diesem Boskett? Ich kann nicht umhin, sein Geschwätz zu belauschen.

„Sie sind ein reizendes Wesen, Mamsell Lucilie, reizend, auf Ehre!“

„Hören Sie nicht, Herr Champagne? Der Graf ruft.“

„Täuschung, Mamsell. Er sitzt bei Tische und denkt nicht an Champagne, aber an Champagner . . . die niedlichen Arme da, das schneeweiße Patschhändchen . . .“

„Sie vergessen das Bauernfest, Herr Champagne.“

„Nein, mein Fräulein, 's ist noch lange Zeit bis dahin. Erst jetzt, beim Wiedersehen nach langer Trennung, fühle ich die Größe meiner Liebe zu Ihnen, holde Kammeristön.“

„Holde Kammeristön, ha, ha, ha! Wie komisch, wenn ein Bedienter poetisch wird.“

„Bei Ihnen möchte ich nichts werden als glücklich durch ihre Liebe; o, wenn Sie mich erhörten!“

„Nicht so nahe, Herr Champagne, sie zerdrücken meinen Kranz.“

„Sie werden sich recht langweilen hier?“

„Im Gegentheil, ich amüfire mich auf's Beste.“

„Unmöglich! Ohne Gesellschaft, unter lauter Kindern muß Ihnen der Tag recht lange werden.“

„Nicht im Geringsten, Herr Champagne. Die Stunden vergehen, ich weiß nicht wie.“

„Oder fände Ihr zärtlich Herzchen insgeheim Beschäftigung?“

„Wie neugierig Sie sind, Herr Champagne.“

„Wie glücklich wäre ich, wenn es für mich schlüge! Sie sollen und müssen meine Liebe erwidern.“

„Sehe nicht die Nothwendigkeit ein, Herr Champagne.“

„Warum denn so hartherzig, kleine Schelmin?“

„Der Graf wartet auf Sie.“

„Erst einen Kuß, dann gehe ich.“

„Ich hoffe, Herr Champagne, Sie...“

„Geschwind einen Kuß, ich will und muß einen Kuß...“

„Hören Sie auf oder ich werde böse.“

Schon will Herr Champagne Lucilien umarmen, als ich schnell durch den Flieder in's Boskett springe und so gewaltsam auf den Herrn Intendanten losstürze, daß dieser das Gleichgewicht verliert und in den Sand rollt.

Lucilie lacht laut auf, ich glühe vor Zorn, und Herr Champagne hebt sich allmählig vom Boden empor.

„Möchte doch wissen, Herr Andreas,“ sagt er, „was Ihnen das Recht gibt, mich so zu behandeln?“

„Sie wollten sie küssen wider ihren Willen, so mußte ich ihr zu Hülfe kommen.“

„Zu Hülfe? Ein schöner Ritter das! Mag' ich sie küssen oder nicht, das geht Sie Nichts an.“

„So oft Mamsell Hülfe bedarf, gebe ich ihr Hülfe.“

„Sehr wacker! Merken Sie sich, junger Mann: die Weiber bedürfen Ihrer Hülfe nicht, sie können sich selbst helfen und brauchen von Keinem Hülfe, am wenigsten in solchen Fällen. Sie sind noch ein Kind, merken Sie sich's für die Zukunft.“

„Andreas hat ganz recht gehandelt,“ sagt Mamsell Lucilie, „und ich danke ihm dafür. Ich hoffe, er wird mehr auf die Stimme seines Herzens hören, als auf Ihre albernen Reden, Herr Champagne.“

Der Intendant erblaßt vor Zorn, sieht mich spöttisch an und sagt:

„Der kleine Savoyarde ist der Mamsell an's Herz gewachsen, wie's scheint. Er ist noch jung, aber verspricht viel. Ergebenster Diener, Mamsell Lucilie.“

Und damit geht er fort, hämisch lächelnd und singend, um seinen Zorn zu verdecken.

Es dauert eine Weile, ehe wir uns von unserer Bestürzung erholen, Lucilie und ich. Nach längerem Schweigen hebt sie endlich an:

„Du warst also in der Nähe des Bostetts, Andreas?“

„Ja, Mamsell.“

„Und die Reden Champagne's mißfielen Dir?“

„Gewiß!“

„Ernstlich, Andreas?“

Dann rückt sie nahe an mich heran, legt ihren Arm auf meine Schulter und sieht mich an, ach, so zauberisch!

„Und es wäre Dir nicht recht, wenn ich Champagne liebte?“

„Ich glaube: nein.“

„Warum nicht?“

„Ich weiß nicht; ich wünschte beinahe, Sie liebten Niemand.“

„Seht mir den Egoisten, den kleinen Schelm!“

An der Art und Weise, wie sie das sagt, merke ich, daß sie mir nicht sehr böse ist. Nie, nie dünkt mir der Ton ihrer Stimme so süß und ihr Gesicht so reizend.

„Andreas, ich mag den Champagne nicht. Du bist mein Bertheidiger, mein Beschützer gewesen: als solchem gehört Dir eine Belohnung.“

„Ich will keine Belohnung, Mamsell.“

„Keine? Auch nicht, wenn es — ein Kuß wäre?“
Ich werde überroth und zittere.

„Ja ... ja, Mam ... sell,“ stotterte ich verwirrt.

„Vielleicht bist Du mit der Belohnung nicht recht zufrieden?“

„Und wie ... und wie!“

„So laß seh'n, Andreas.“

Verschämt sehe ich nieder und wage mich nicht von der Stelle. Sie blickt mich eine Weile fragend an und sagt dann lächelnd:

„Will der Herr mich nicht küssen, so will ich den Herrn küssen.“

Als bald fühle ich ihre Lippen auf meiner brennend heißen Wange. Der Kuß durchzuckt mich wie ein elektrischer Schlag; nie hatte ich eine so süße Empfindung gehabt. Statt eines Kusses gebe ich ihr tausend Küsse, während sie unaufhörlich ruft:

„Genug, Andreas, genug... mein Gott, das böse Kind das!“

Plötzlich schreckt uns ein lauter Lärm von der Seite des Schlosses her. Lucilie glaubt die Stimme der Gräfin zu hören und reißt sich aus meinen Armen los.

„Komm' doch, Andreas,“ sagt sie, „gewiß fängt das Fest an.“

„Ich folge ihr ungern. Was liegt mir am Feste? Es verspricht mir nicht halb so viel Vergnügen wie das eben empfundene in Luciliens Armen.“

Drittes Kapitel.

Das Feuerwerk und seine Folgen.

Der Lärm, der mich aufstörte aus meinem süßen Rausche, verkündete den Anfang des Festes. Bei ihrem Einzuge in den Schlosshof hatten die Bauern auf Commando des Herrn Intendanten ihre Flinten losgebrannt, und eine alte Geige, begleitet von einem Tambourin, die Melodie: ‚Heil dir im Siegesfranz‘ intonirt, am Ende aber, das dem Spielenden entfallen war, das ‚Was weinst Du, schöne Schäferin‘ angestimmt. Allein die ‚Pon pon‘ des Tambourin, das immer im Takte eines Contretanzes blieb, während sein College ein Adagio spielte, bewirkten, daß man den Uebergang aus der einen Arie in die andere nicht hörte. Hingerrissen von dieser zauberischen Musik ließen die

Bauern aus vollem Halse den großen Tartarenchor aus der ‚Lodoiska‘, erschallen, das einzige Stück, das Champagne ihnen eingepaukt hatte und daher regelmäßig bei jedem feierlichen Empfange des Grafen zum Besten gegeben wurde.

Herr von Franconard hatte weidlich gegessen und getrunken, Alles das mit lobenswerther Rücksicht auf die menschenfreundliche Absicht, wegen welcher er in gestrecktem Galopp von Paris hierher geeilt war. Er war zwar gut ausgeräumt, aber nicht einmal halb betrunken, denn ein Herr von Stande und guter Lebensart betrinkt sich nie. Sein Auge, ungewöhnlich funkelnd,kehrte sich unaufhörlich der Frau Gräfin zu, die aber jedesmal wegsah und that, als bemerke sie die eroberungslustigen Mienen des Herrn Gemahls nicht.

Schon fing Madame an, über die zweideutigen Scherze des Herrn Grafen ungehalten zu werden, als die Flintenschüsse und das Charivari vom Hofe herauf den Einzug der Bauern verkündeten. Einer derselben richtete sein Gewehr so ungeschickt, daß die salzige Ladung gegen das mittlere Fenster des Esaales fährt und die Scheiben zertrümmert. Adolphine springt entsetzt in die Arme ihrer Mutter, Cäsar bellt und der Herr Graf ist außer sich vor Entzücken.

„Gut, recht gut,“ ruft er, „noch besser! Endlich merkt man, daß ich da bin. Was sie spielen, ist recht hübsch, aber was singen die Leute, Champagne?“

„Den großen Tartarenchor aus ‚Lodoiska‘, Herr Graf.“

„Immer das alte Stückchen! Kannst Du ihnen nichts Neues beibringen?“

„Beim nächsten Empfang sollen sie italienisch singen, Herr Graf.“

„Bah, das bringst Du ihnen nicht bei.“

„Ganz leicht, Herr Graf. Die Worte brauchen wir nicht; die Geige spielt die Melodie und dazu müssen sie mit Hand und Fuß den Takt schlagen.“

„Gut, Champagne, so wird der schwierige italienische Accent sie nicht geniren. Madame, fügen wir uns dem stürmischen Verlangen der Leute, beglücken wir sie vollends mit unserer Gegenwart . . . Ihren Arm, wenn ich bitten darf!“

Madame nimmt den Arm des Herrn Grafen an und gibt den andern ihrer Tochter. Bei ihrem Erscheinen auf der Schloßstreppe werden sie mit donnerndem Bivat empfangen, das, insoweit es ehrlich gemeint ist, nur der edlen Gräfin galt. Alle drängen sich herzu, ihr Blumensträuße zu reichen, die sie eben so anmuthig als huldvoll entgegen nimmt und dabei Jedem etwas Angenehmes zu sagen weiß.

Inzwischen geht Herr von Franconard herum, lorgnettirt die Bauernmädchen, gibt den hübschen einen zärtlichen Patsch oder kneift sie, mit der Miene eines Protectors, in den Arm, in's Knie oder sonstwohin. Ein über's andere Mal hört man ihn rufen: „Pfui, die Nase . . . der Mund . . . die großen Füße . . . die schauderhaften Hände . . . mein Gott,

hat man je so was gesehen?! Sm! die geht an... passabel... nicht ganz so häßlich... he da, ihr Dirnen, ihr seid froh, mich zu sehen, nicht wahr? Ich käm' öfter, Kinder, wenn ihr hübscher wär't. Aber eure Race taugt nichts hier zu Land."

Jetzt wird der Park den Bauern geöffnet, die Geige gibt das Signal zum Tanze, die Quadrillen bilden sich, Jeder nimmt sein Schätzchen. Auf allen Gesichtern glänzt Heiterkeit und Lust. Man fliegt dahin, hüpfst, springt, kreuzt und dreht sich, geht und kommt. Der Bauer ist mit Leib und Seele beim Tanze! Der Herr Graf hat anfangs Lust, den Ball mit einem jungen Bauernmädchen zu eröffnen, dann aber denkt er an Podagra und andere a gras. So geht denn bloß auf und ab und hin und her mitten durch die Quadrillen, gefolgt von Caesar, der zum größten Ergötzen seines Herrn nach den Beinen der Tänzer schnappt oder eine Tänzerin am Rock erwischt.

Wie gerne nähme Adolphine an dem Vergnügen der Landleute Antheil und tanzte mit mir, aber sie sucht mich vergebens. Ein über's andere Mal fragt sie ihre Mutter: „Wo ist denn Andreas? Warum fehlt er, wo Alles sich freut?“

Endlich bemerkt mich Madame unter der Menge versteckt. Sie winkt mir zu sich und stellt mir Adolphine vor mit den Worten: „Warum tanzeft Du nicht mit Adolphine? Sie wartet längst darauf.“

Mein Gott, wie kann ich in Gegenwart des Grafen, unter seinen Augen, mit Adolphine tan-

zen?! Aber noch weniger vermag ich einer so süßen Versuchung zu widerstehen. Ich nehme die Hand des liebenswürdigen Mädchens, und dahin fliegen wir... nahe gefolgt von Lucilien, welche von einem jungen Bauern engagirt ist. Jetzt stehen wir uns gegenüber. Der Geiger geigt und das Tambourin wirbelt, was das Zeug halten will. Welch ein Vergnügen, mit Adolphine zu tanzen und Lucilien gegenüber zu haben, bald die Hände der einen zu drücken, bald die Finger der andern leise in seiner Hand zu fühlen! Nie bin ich so glücklich gewesen, nie ist mir die Zeit rascher verfliegen. Ich glaube, ohne den Grafen tanzten wir noch heute. Kaum hat aber dieser Adolphine und mich tanzen sehen, so höre ich auch schon das Wort „Savoyarde“, und aus ist unsere Freude. Dem Geiger wird alsbald Stille geboten.

Also auch hier kann er meine Abkunft nicht vergessen?... auch hier macht er meine geringe Geburt mir zum Verbrechen?! Traurig laß ich Adolphinens Hand los und flüchte mich in das Dunkel eines Bosketts, mein volles Herz durch Thränen zu erleichtern. An diesen Thränen ist Niemand schuld als der Herr Graf. Nicht, daß ich dem Schicksal zürnte, das mich als Savoyarde geboren werden ließ, o nein, aber die Ungerechtigkeit der Menschen kränkt mich. Ich bin noch zu jung, mich an diese schmerzliche Erfahrung gewöhnen zu können!

Aber das Fest ist noch nicht aus. Herr Champagne, der seine Sonne, Raketen, Schwärmer

u. s. w. auf einem freien Rasenplatz kunstverständig angebracht hat, tritt unter tiefen Bücklingen auf den Grafen zu und überreicht ihm einen Stock, an dessen oberem Ende eine brennende Lunte sich befindet, mit folgender Anrede:

„Die Geschichte lehrt uns, daß in früheren Jahrhunderten die Lehensherrn bei Festen, Turnieren, Fischerstechen u. s. w., die sie veranstalteten, die erste Lanze zu brechen und den ersten Preis davonzutragen pflegten; desgleichen mit Bogen oder Flinte zuerst in die Scheibe zu schießen, die dann nicht zu weit weg aufgestellt sein durfte; desgleichen zuerst die jungen Neuvermählten am Hochzeitstage zu umarmen — man nannte das *jus primae nocti*; kurz und gut, gnädiger Herr, die gnädigen Herren waren damals für Alles und bei Allem die Ersten!“

Champagne hält ein, um Athem zu schöpfen und auf das Ende der wohlgesetzten Rede sich zu besinnen, während der Graf, der nicht weiß, wo er hinaus will, ihn fragt, ob er vielleicht im Hofe ein Lanzenbrechen oder auf dem Teiche ein Fischerstechen angeordnet habe.

„Das nicht, gnädiger Herr,“ antwortet Champagne, „aber ein hübsches Feuerwerk mit Sonnen, Monden, Sternen, Schwärmern und Raketen auf dem Rasen dort, und ich möchte Ihnen vorschlagen, die erste Rakete abzufeuern. Deshalb geb' ich mir die Ehre, Ihnen diese Lunte zu präsentiren.“

Der Herr Graf scheint entzückt von dieser Ueerraschung, nimmt ihm die Lunte aus der Hand,

schwingt sie wie eine Fahne in die Höhe und legt sie dann über die Schulter. Herr von Franconard marschirt voran, dann setzt sich die ganze Versammlung gegen den großen Rasenplatz zu in Bewegung.

Unterwegs muß der Herr Graf die möglichen Folgen dieses Wagemuthes reiflicher erwogen haben, denn er ruft Champagne und flüstert ihm in's Ohr:

„Die Lunte scheint mir zu kurz.“

„Sie ist vier Fuß lang, Herr Graf.“

„Das ist zu kurz, Champagne, hol' mir den Besenstiel, den längsten, den Du findest, und binde die Lunte d'ran.“

„Aber, Herr Graf...“

„Kein Aber... thu', wie ich befehle.“

Champagne geht mit der Lunte ab, während der Zug weiter marschirt, voran den Grafen, der, in Ermanglung der Lunte, seinen Spazierstock mit vieler Grazie auf und ab schwingt und stolz um sich blickt.

Eben als der Zug auf dem zum Feuerwerk erkorenen Rasenplatze eintrifft, kommt Champagne zurück und präsentirt dem Grafen einen Stock so lang, daß man ein Strohdach über dem dritten Stock von ebener Erde aus anzünden konnte. Beruhigt nähert sich der Graf dem Feuerwerke. Als er aber die dicken Sonnen und Raketen sieht, erschrickt er auf's Neue.

„Geht das Alles auf einmal los, Champagne?“

„Nein, gnädiger Herr. Die erste Rakete gibt bloß das Signal, dann treten Sie bei Seite und

ich feure das Uebrige los, das weiter davon aufgestellt ist."

"So gib mir die kleinste Rakete zum Abfeuern. Der erste Schuß darf nicht zu laut sein, er erschreckt sonst die Landleute."

"Die da ist die kleinste, Herr Graf."

"Gut so . . . geh' weg! oder bist Du gewiß, daß sie nicht losgeht?"

"So Gott will, geht sie los, Herr Graf."

"Ich meine, beim bloßen Anrühren. Ich habe keine Lust, das andere Auge auch noch zu verlieren."

"Hat keine Gefahr, Herr Graf. Ich stehe dafür."

Alles wartet ungeduldig auf den Anfang des Schauspieles. Die Dorfbewohner sind auf dem Rasenplaz versammelt, die Frau Gräfin steht zwischen ihrer Tochter und Lucilien, ich etwas weiter davon und sehe sie an, denn ich fürchte mich, Adolphine nahe zu kommen, so lange der Graf da ist.

Endlich faßt der Held des Tages Muth, nimmt den Besenstiel mit der Lunte am äußersten Ende, streckt den Arm so weit aus als möglich und berührt die Rakete. Das Feuer fängt und — krach! sprüht die Rakete in die Lüfte unter lautem Jubelschrei der versammelten Menge. Gott dankend, daß ihm der große Wurf gelungen, schmeißt er die Lunte weit von sich und trocknet sich den Angstschweiß von der Stirne. Zum Unglück aber wirft er die Lunte mitten unter das übrige Feuerwerk, das Champagne unvorsichtiger Weise allzu nahe den Zuschauern angebracht hat. In Einem Nu geht die ganze Ge-

schichte los, und mit einem furchtbaren Knall wirbeln Sonnen, Monde, Sterne, Schwärmer und Raketen in die Höhe und fallen zischelnd und schlängelnd unter die Menge nieder. Eine Artischocke fährt geraden Wegs zwischen die Beine des Herrn Grafen, der, betäubt von der Explosion, nicht weiß, wohin er sich flüchten soll.

Alles schreit und jammert. Mützen, Hüte und Schürzen der Bäuerinnen schlagen in hellen Flammen auf. „Ich brenne, ich brenne!“ ruft es von allen Seiten; „löscht! Wasser! Wasser!“

Die Trümmer einer Sonne sind gerade auf Adolphinens Haupt niedergefallen. Ihre Haare fangen Feuer und schon droht den Kleidern Gefahr. Die Frau Gräfin verliert den Kopf, Lucille schreit um Hülfe, aber Jeder denkt nur an sich. Wer brennt, hat genug mit sich zu thun, und wer nicht brennt, sieht sich von Kopf bis Fuß an. Schnell spring' ich zur Hülfe herbei, nehme sie in meinen Arm, lösche durch den Druck die Flamme in ihren Kleidern und erstickte mit der Hand das Feuer in ihren Haaren. So ist sie denn gerettet, ohne daß ihr Gesicht von der Flamme gelitten hat.

Die Gräfin findet keine Worte, mir ihren Dank zu bezeugen; sie heißt mich ihren Retter und den Retter ihrer Tochter. Was hab' ich denn so Außerordentliches gethan? Ist es nicht natürlich, daß ich für Adolphine mein Leben wage? Diese weiß nicht, in welcher Gefahr sie schwebte. Sie lacht schon wieder und nennt mich ihren lieben Andreas. Lieber

Andreas! Ach, diese süßen Worte aus ihrem süßen Munde lassen mich die leichten Schmerzen der Brandwunde an der Hand vergessen.

„Armer Schelm!“ sagt Lucilie; „er hat sich die ganze Hand verbrannt.“

„O, das thut nichts, Mamsell!“

Madame will mich eben in's Haus führen, um mich verbinden zu lassen, als ein furchtbares Angstgeschrei ertönt. Der Herr Graf, der bis dahin ruhig gewesen war, läuft mit einmal wie verrückt im Garten herum, greift mit den Händen an die Hosen und schreit, daß er brenne. Die Artischöcke hatte beim Durchfahren durch die Beine den obersten Theil jenes Kleidungsstückes gestreift, der, weil er von Tuch war, nicht so leicht Feuer fing. Der Herr Graf meint, der brandichte Geruch, der ihm überall hin folgt, komme von Anderen her, und merkt seine persönliche Gefahr erst an den körperlichen Schmerzen.

Statt sich ruhig zu halten und das Feuer zu ersticken, springt er links und rechts herum, krümmt und windet sich und schreit dabei wie ein Besessener: „Zu Hülfe, Champagne; ich röste... ich brenne... meine Hose... die Rakete... ich brate...“

Dadurch wird das Feuer, das man nicht sehen konnte, weil es durch die Rockschöße verdeckt war, nur um so ärger.

„Wo brennt der Herr Graf?“ fragt Champagne herbeieilend; „ich sehe nichts!“ Statt zu antworten, hebt der Graf die Rockschöße in die Höhe und zeigt

Müller 1862. 1909.

den gefährdeten Theil. Champagne zieht das Schnupftuch aus der Tasche und legt es darauf; das hilft aber nicht schnell genug. Indes tobt und flucht der Graf wie ein Verdammter und schreit, daß sein Liebstes auf Erden in Gefahr sei.

Außerordentliche Gefahr verlangt außerordentliche Hülfe. Somit nimmt Champagne, um das Haus Franconard vor dem Aussterben zu retten, den Grafen in die Arme, läuft mit ihm auf den Teich zu und wirft ihn Hals über Kopf mitten in's Bassin.

Der Graf verschwindet einen Augenblick, taucht dann wieder in die Höhe, arbeitet mit Händen und Füßen und schreit, als brenne er noch, denn er fürchtet das Wasser eben so sehr als das Feuer. Champagne ergreift eine lange Hackenstange, die dicht neben ihm liegt, hält sie dem Schwimmer zu und fragt: „Brennen Sie noch, Herr Graf?“

„Nein, Schuft! . . . Zieh' mich heraus, oder ich ertrinke.“

Champagne erwischt mit der Hackenstange den Herrn Grafen am Gürtel und zieht ihn sanft auf's Trockene. Aber in Folge des plötzlichen Ueberganges oder Ueberfalles vom Feuer in's Wasser und der Schmerzen der Brandwunden kann er nicht aufstehen, und man trägt ihn in's Bett. Statt an die Erzielung eines Erben zu denken, verbringt der Graf die Nacht unter Schmerzen und Auflegen von Cataplasmen.

Viertes Kapitel.

Ich bin kein Kind mehr.

Den Tag nach diesem denkwürdigen Feste, das so außerordentliche Folgen gehabt, will Herr von Franconard, der über heftige Schmerzen klagt, nach Paris zurückkehren. Madame läßt sich's nicht nehmen, ihn zu begleiten, um ihn persönlich zu pflegen; sie meidet ihn, wenn er von Liebe schwätzt, aber hat Mitleid mit ihm, wenn er Mitleid verdient.

Wir reisen zusammen ab. Meine Hände schmerzen sehr, aber ich vergesse das, wenn ich denke, daß ich Adolphinen gerettet und ihr hübsches Gesicht gegen die Feuerflamme beschirmt habe.

Diesmal reisen wir nicht wie gewöhnlich. Madame sitzt mit ihrer Tochter im Wagen des Grafen; ich bin im ihrigen mit Lucilie und Herrn Champagne, der mich scharf ansieht, namentlich als das junge Kammermädchen meine Hände nimmt und sagt: „Der arme Andreas, das muß ihm recht weh thun. Ohne ihn hätte sich das Fräulein das ganze Gesicht verbrennt. Sie haben da schöne Geschichten gemacht, Herr Champagne, mit Ihrem Feuerwerk!“

„Mich dünkt, ich verdiene alles Lob!“ antwortet Champagne. „Ohne mich wäre der Herr Graf zu Kohlen und Asche verbrannt. Ich habe ihm das Leben gerettet!“

„Ich weiß nicht, was Sie ihm gerettet haben, aber ich weiß, daß Sie beinahe uns Alle verbrannt hätten.“

In Paris angekommen, befällt den Grafen eine Krankheit in Folge der plötzlichen Erkältung nach der drohenden Feuergefähr. Die gute Caroline pflegt ihn mit größter Aufopferung. Unterdeß geh' ich regelmäßig zu Nanette, wenn ich nichts zu arbeiten habe und nicht bei Adolphine sein kann. Ich fühle, ich darf mir nicht mehr die alten Vertraulichkeiten gegen die Tochter meiner Wohlthäterin erlauben... sie wächst immer mehr heran. Statt zu spielen, zeichnen und musciren wir, oder unterhalten uns über vernünftige Dinge. Auch das hat seine großen Reize. Das liebenswürdige Kind dußt mich nicht länger, auch heißt sie mich nicht mehr ihren lieben Andreas. Ohne Zweifel hat man ihr gesagt, daß sich das nicht mehr schicke. Doch ihre Stimme ist und bleibt gleich sanft und süß. Ich lese in ihren Augen, wie ihr Herz mich immer noch ihren lieben Andreas nennt.

Seit dem Abenteuer im Bostette will mich Lucille nicht mehr küssen; sie sagt, ich sei jetzt zu groß. Und doch bekomm' ich immer größere Lust darnach, je älter ich werde.

Nanette hat nichts dagegen, und wird doch auch ein recht hübsches Mädchen. Sie ist groß, schlank, von ziemlich anziehenden Gesichtszügen, natürlicher Farbe und kindisch einfachem Wesen und Benehmen, arbeitsam und thätig; dabei lernt sie

nähen und liest heimlich Romane, um zu wissen, wie man in der vornehmen Welt liebt und von Liebe spricht.

Ich nähere mich jetzt dem siebenzehnten Lebensjahr. Seit ihm der Schwärmer zwischen die Beine gefahren, scheint der Herr Graf sein Lieblingsproject hinsichtlich des Erbens aufgegeben zu haben. Die Gräfin ist jetzt oft bei ihrem Gemahl, weil er sie mit seinem Liebesgeschwäze verschont. Statt des zu erzielenden Sohnes denkt Herr von Franconard nur an seine Tochter. Adolphine ist erst vierzehn Jahre alt und doch fesselt sie Aller Blicke durch ihre Schönheit und Anmuth. Sie ist der Stolz ihrer Mutter, die, weit entfernt, Eifersucht zu fühlen, nur für das der Tochter gespendete Lob Ohren hat, und doch ist sie, die Mutter, noch eine junge und schöne Frau.

Im Stillen bewundere ich die täglich mehr sich entfaltenden Reize Adolphinens; ihr Bild umschwebt mich Nacht und Tag. Ich bin groß, wohlgezogen, habe alles Ländliche abgestreift; ich höre, wie man meinen Wuchs und mein Aussehen lobt. Im Schlosse heiße ich überall Herr Andreas... ich muß also etwas Herrenartiges an mir haben. Man rühmt auch meine Talente und Fertigkeiten. Aber was nützt mir das Alles? Muß ich mich nicht einst von Adolphi trennen?

Schon jetzt quält mich der Gedanke und läßt mir nirgends Ruhe. Ich bin nur ein armer Savoyarde, aus Menschenfreundlichkeit hier im Schlosse aufgezogen... ich verdanke Alles der Güte der Frau

Gräfin. Aber wird die Erziehung, die ich ihr zu danken habe, mich glücklicher machen?

„Wollen Sie den Andreas ewig bei sich behalten, Madame?“ fragt eines Tages der Graf.

„Er ist noch jung,“ antwortet meine Wohlthäterin. „In Kurzem werd' ich mich nach einer Beschäftigung für ihn umsehen, die seinen Talenten angemessen ist.“

Eine Beschäftigung... eine Stelle! Ich muß also das Haus verlassen... mich von Adolphine trennen! Ich wage nicht, meinen Kummer blicken zu lassen. Nur gegen die gute Schwester schützte ich mein Herz aus. Ich rede ihr unaufhörlich von dem jungen Fräulein vor, rühme ihre Anmuth, Schönheit und Talente, erzähle ihr Wort für Wort Alles, was sie mir gesagt hat. O wie gerne spreche ich von Adolphine! Nanette hört mich schweigend an; oft glaub' ich Thränen in ihren Augen zu sehen. Arme Schwester, gewiß hat sie Mitleid mit mir... gewiß ist sie traurig, weil sie mich traurig sieht.

So frei und offen könnt' ich gegen Lucille nicht sein, aus Furcht, sie werde die Beschaffenheit meiner Gefühle errathen und davon plaudern. Um keinen Preis der Welt möcht' ich die Ursache meiner Traurigkeit bekannt wissen im Hotel. Ich bin so schon so schüchtern und verlegen bei Fräulein Adolphine. Es scheint mir, Jeder sehe mir bis auf den Grund der Seele.

Zur Feier des Namenstages seiner Tochter will der Graf einen prächtigen Ball veranstalten. Ich

weiß nicht, warum dieß mich fast trübe stimmt, und doch wird es ihr zu Ehren gegeben! Aber ich denke mir, ich darf sie den ganzen Abend nicht sehen; ich fürchte, sie wird von vielen jungen und schönen Leuten umgeben sein, die sie reizend finden und es ihr sagen werden, und das, glaub' ich, ist die Ursache meines Mißmuthes.

Ich gehe zur gnädigen Frau hinunter. Ich fürchte mich, Adolphen ein Bouquet zu reichen; aber eine Rose von meinem selbstgezogenen Rosenstocke am Fenster will ich ihr bringen.

Madame ist mit ihrer Toilette beschäftigt, Adolphine allein im Zimmer, vor ihrem Flügel. Seit langer Zeit haben wir uns nicht allein gesehen. Trotz der günstigen Gelegenheit, ihr die Blume mit den besten Wünschen für ihr künftiges Glück zu überreichen, hab' ich nicht den Muth dazu. Ich bleibe wie festgewurzelt mitten im Saale stehen und sehe bald Adolphine, bald die Rose an.

Als das liebenswürdige Kind mich erblickt, ruft sie: „Sie da, Andreas... kommen Sie näher.“

Ich trete langsam näher und zerreiße fast die Blume, die ich in der Hand habe.

„Wir sehen uns ja so selten, Andreas. Gefällt es Ihnen nicht mehr bei uns?“

„Und wie, Fräulein!“

„Warum kommen Sie nicht täglich?“

„Ich fürchte... zu stören, Fräulein.“

„Zu stören? ... Nein, Andreas, ich kann in Ihrer Gegenwart eben so fleißig arbeiten... vielleicht

noch fleißiger und besser. Oder langweilt Sie die Musik?"

„Gewiß nicht, Fräulein.“

„Fräulein? ... Wie feierlich und gemessen, Andreas? Sie scheinen lange nicht so heiter wie ehemals. Drückt Sie was? Sagen Sie's mir ... Sie wissen, ich bin Ihre Freundin!“

O, wie mir das zu Herzen geht! Ich bin so entzückt darüber, daß das Wort auf meiner Zunge erstirbt. Ich reiche ihr die Rose hin und stottere:

„Wollten Sie geruhen, Fräulein?“

„Die schöne Rose ist für mich, Andreas?“

„Ja, Fräulein, wenn Sie sie annehmen wollen von mir. Ist nicht heute Ihr Namenstag?“

„Wenn ich sie annehmen will? Zweifeln Sie daran? Ich meinem Lebensretter eine Rose verweigern? Die Rose, lieber Andreas, ist mir das liebste Geschenk nach dem Geschenk meiner Mutter.“

Lieber Andreas! Sie nennt mich ihren lieben Andreas. Ich bin wie außer mir! In namenlosem Entzücken fasse ich ihre Hand und drücke sie in der meinigen. Aber wer kommt ... Cäsar bellt. Großer Gott, der Herr Graf ist's. Schnell reiß' ich mich von Adolphen los und eile auf die Thüre zu, mich davon zu schleichen; doch zu spät, ich laufe gerade auf ihn zu.

„Vorgesehen, Schlingel!“ ruft Herr von Franconard. „Er ist Schuld, daß Cäsar auf drei Pfoten herumhinkt, und jetzt rennt er mir die Nase ein. Wann trollt Er sich endlich aus meinem Hause?“

Schlingel! Das Eine Wort vernichtet alle meine Freude; wie weh mir das thut! Ich muß meinen Thränen Luft machen.

Ich schließe mich in meinem Zimmer ein und hänge meinen trüben Gedanken nach, bis die Stunde des Festes schlägt. Dann gehe ich an das Fenster und betrachte mir die schönen Wagen, Pferde, Livreen und Toiletten; das dauert wohl über eine Stunde. Was jetzt anfangen? Hinunter darf ich nicht, bei den Bedienten mag ich nicht sein, und um Nanette und Vater Bernhard zu besuchen, müßte ich die glänzend erleuchtete Treppe hinunter und ich schäme mich, meine traurige Miene zu zeigen, wo es so hoch hergeht.

Ich werfe mich verstimmt auf einen Stuhl und denke über mein Schicksal nach. Es ist mir, als hörte ich noch den „lieben Andreas“ von Adolphinen und dazwischen den „Schlingel“ vom Grafen. Ich muß endlich bitter weinen. Mir scheint, als hätte Madame besser gethan, mich in meinem früheren Berufe zu lassen; ich war so glücklich, so zufrieden bei Bernhard und Nanette! Je länger ich nachsinne, um so trauriger werde ich.

Plötzlich fühle ich eine sammtweiche Hand auf meinen Augen und höre eine wohlbekannte Stimme.

„Warum so allein und so brummig wie ein Bär, während Alles im Hotel lustig und guter Dinge ist?“

Lucilie ist's. Sie hat sich leise in's Zimmer geschlichen, ohne daß ich sie gehört.

„Komme mit, Andreas, wir wollen durch ein Fenster im Saale dem Tanz zusehen. Da sind wir allein und können uns nach Muße die schönen Toiletten anschauen und an den vornehmen Leuten lernen, wie man es auf dem Balle machen muß.“

„Ich danke Ihnen, Mamsell Lucilie; ich habe keine Lust, dem Tanz zuzusehen,“ sage ich betrübt zu Lucilie. Sie bückt sich und sieht dann die Thränen in meinen Augen.

„Mein Gott, was gibt es denn? Ich glaube, er weint; ja, seine Augen sind ganz roth. Andreas, Freundchen, was fehlt Dir? Warum so traurig? Ich will und muß es wissen; weinen, wenn Alles lacht und scherzt! Geschwind, warum weinen wir?“

Lucilie setzt sich neben mich auf den Stuhl, legt meine Hände auf ihren Schooß, drückt sie, neigt sich zu mir, sieht mich fragend an und beschwört mich auf die theilnehmendste Weise, ihr die Ursache meines Kammers zu nennen. O, wie gut doch die Weiber zu trösten wissen; unser Schmerz scheint ihr Schmerz zu sein. Ehe wir es merken, fühlen wir uns um die Hälfte leichter.

Schon komme ich mir weniger bedauernswerth vor, seit Lucilie bei mir ist und ich bei ihr. Ich erzähle ihr bloß, was der Graf zu mir gesagt hat; das Andere behalte ich für mich.

„Weiter Nichts?“ lächelt sie. „Wie kindisch, sich darüber zu grämen. Was kümmerst Du Dich um den alten Griesgram, der für Nichts Sinn hat als für Küche und Hundestall. Bist Du darum weniger

geliebt von der gnädigen Frau, dem Fräulein und mir? Bist Du darum weniger talentvoll, weniger nett, weniger artig? Also nicht länger geweint, ich verbiete es. Weinen macht die Augen roth und schadet den hübschen Neuglein da . . ."

Dabei küßt sie mich auf die Stirne und das thut mir so süß, so wohl! Ich glaube, ich bin schon Etwas getröstet; dennoch seufze ich tief auf, aber nicht ganz aus Kummer. Lucilie meint, ich sei immer noch traurig und hält nochmals ihr Köpfchen dicht an meine Brust. Dießmal küsse ich sie, doch nicht auf die Stirne.

„Was machst Du denn, Andreas,“ ruft Lucilie mit zitternder Stimme. „Warum küssest Du mich? Wenn es Dich tröstet, will ich's Dir ein wenig erlauben, aber nur ein wenig . . . ich glaube, jetzt ist's genug, mein Herr.“

Das sagt sie nicht in scheltendem Tone. Der Anblick meiner Thränen hat ihr Mitleid eingefloßt, und Mitleid macht schwach. Ich drücke sie brünstig an mein Herz: o, sie hat nicht mehr Zeit, meine Küsse zu zählen; sie stößt mich zurück, aber so sanft! und wie zärtlich sagt sie: „Andreas, mein Freund, höre auf, ich bitte Dich!“

Wie konnte ich?! . . . Im siebenzehnten Jahre aufhören?! . . . Mich nicht trösten dürfen in Deinen Armen, Du gutes Mädchen?!

Jetzt haben wir die Rollen gewechselt: ich bin der Tröster und Lucilie die zu Tröstende.

„Wer hätte das von Dir gedacht, Andreas?“ sagt

sie laut aufseufzend, doch sehe ich keine Thräne in ihrem Auge. Ich tröste Lucilie und sie gibt sich zufrieden; bald fängt sie jedoch wieder zu jammern an und ich tröste sie nochmals. Aber Alles hat ein Ende. kaum ist sie genug getröstet, so nimmt sie die alte Schelmenmiene an und sagt lächelnd:

„Nur geschwiegen, Andreas, es geht Niemand was an, ich bin Herrin im eigenen Hause. Wer hindert mich, wenn ich Dich lieben will? Doch wollte ich, Du wärst artiger gewesen, aber was geschehen, ist geschehen... vorbei! Jetzt fehlt nur noch der Liebeschwur, Andreas, einen regelrechten Schwur will ich, Andreas, geschwind! Mein Gott, das Kind weiß von Nichts, ich muß ihm Alles beibringen.“

Lucilie stellt sich vor mich hin, heißt mich die rechte Hand in die Höhe heben und ihr Alles nachsprechen, und erkünstelt eine feierliche Miene, die zu ihrem Schelmengesichtchen schlecht paßt.

„Ich schwöre Lucilie, die ich von ganzem Herzen liebe... nun, mein Herr, kömmt's bald?“

„Ich schwöre Lucilie, die ich von ganzem Herzen liebe...“

„Gut so... und ewig lieb behalten will...“

„O gewiß, ewig!“

„Wie nett er das sagt! Einen Kuß Dir, zum Lohn, Andreas. Mein Gott, wo waren wir?“

„Ich schwöre, Sie ewig zu lieben, theure Lucilie.“

„Theure Lucilie, immer besser! Ja, Andreas, Du mußt mich so nennen, Notabene, wenn wir allein

sind, denn vor der Welt darfst Du Nichts merken lassen.“

„Gewiß nicht, Mamsell.“

„Mamsell? Was soll das frostige Mamsell? Sag': theure Lucilie, wie Du eben so nett sagtest.“

„Ja, meine theure, innigst geliebte Lucilie.“

„So ist's recht, mein lieber Andreas. Aber der Schwur, mein Herr, mit dem kommen Sie nicht. Einen Schwur will ich, einen Schwur, verstanden? Also: ich schwöre ihr ewige Treue . . . nun, kommt's bald?“

„Treue? Was versteht man darunter, Lucilie?“

„Heilige Mutter Gottes, das heißt . . . aber dem Kinde muß man Alles sagen! das heißt, daß Du nur mich lieben willst.“

„Das kann ich nicht schwören, Lucilie.“

„Was? Wie? Das können Sie nicht schwören, mein Herr? Warum nicht, wenn ich bitten darf?“

„Weil ich lügen müßte, und ein Savoyarde lügt nicht, selbst wenn er in Paris erzogen ist. Ich will nie vergessen, was mein Vater selig . . .“

„Von dem Allen verstehe ich Nichts, mein Herr. Haben Sie etwa schon Ihr Auge auf eine Andere gerichtet, kleiner Verräther? Ach, lieber Andreas, das wäre recht schlecht gehandelt!“

„Und ich soll nicht 'mal meine Wohlthäterin, Nannette und Fräulein Adolphine lieben dürfen?“

„So meine ich's nicht, Andreas, ich meine unter Liebe . . . doch wozu der Schwur, Thorheit das! Man schwört und vergißt über dem Schwur die Person,

der man geschworen hat. So geht's in der Welt. Liebe mich, so viel Du kannst und magst; ich darf nicht mehr verlangen von Dir als Freundschaft. Du bist siebenzehn Jahre alt, ich vierundzwanzig: so bin ich bald zu alt für Dich, Andreas."

„Was kümmert mich das Alter, Lucilie, ich will Dich ewig lieben.“

„Das Alter macht viel aus, Andreas. Auch sag' ich nicht, daß ich alt bin, Gott sei Dank, im vierundzwanzigsten Jahre ist man noch jung, sehr jung, Andreas, namentlich die Weiber. Mit den Männern ist's anders, die scheinen viel eher vernünftig. Du z. B. siehst schon aus wie ein Mann von zwanzig Jahren. Aber was ist die Uhr, Andreas... meiner Seel', eilf Uhr! Wenn Madame ruft! Ich muß fort, schade, schade! Adieu, Andreas, Adieu! Aber noch Eins, Andreas, noch eine Bitte, die Du mir nicht abschlagen darfst.“

„Und die wäre?“

„Daß Du nicht so oft zu Deiner Nanette gehst, ich mag sie nicht, Deine Nanette, sie ist eben so alt wie Du; hat sie keinen Liebhaber?“

„Nanette einen Liebhaber? O nein, nein, Lucilie! Sie denkt nicht daran.“

„Woher weißt Du das? Doch ich rathe, warum? Weil Du ihr Liebhaber bist! Warte, Schelmchen!“

„Ich Nanettens Liebhaber? Nein, Lucilie, ich liebe sie wie eine Schwester.“

„Ha ha! Man weiß, was das heißt, man kennt

die Liebe von Brüdern zu Mamsellchen, die nicht ihre Schwestern sind! Und es wäre recht schlecht von Dir, die Tochter des ehrlichen alten Bernhard zu verführen, der Dich wie seinen Sohn aufgenommen und behandelt hat.“

„Aber, Mamsell, ich schwöre . . .“

„Aber, mein Herr, Sie wissen, ich will keinen Schwur, das da ist besser . . . Adieu jetzt, Andreas, ich muß fort. Du gehst gleich zu Bette, nicht wahr?“

„Gewiß, Lucilie, was soll ich noch thun?“

„Gut schlafen, Andreas, und von mir träumen, wie ich von Dir träumen will, und wie ich schon oft gethan habe, ohne Dir's zu sagen. Jetzt wird er mir vollends keine Ruhe mehr gönnen im Traume. O, die Männer die, wie das Volk uns quält! Mein Gott, wenn ich daran denke, habe ihn als Kind gekannt und heute . . . heute . . . gute Nacht, Andreas!“

Sie küßt mich, geht, kommt zurück und küßt mich nochmals. So macht sie's wenigstens zwanzig Mal. O, das reizende, wonnige Geschöpf! Endlich ist sie fort, und gleich liege ich im Bett. Wer hätte gedacht, daß ein Tag, der so bitter anfing, so süßen enden würde!

Fünftes Kapitel.

Ein neuer Ankömmling. — Abreise.

Dank den Tröstungen der liebenswürdigen Lucilie, bin ich auf eine Zeit lang von dem träumerischen

Wesen furirt. Sobald das junge Mädchen einen Rückfall in die Schwermuth für mich fürchtet, steht sie mir hülfreich bei und verscheucht mit dem Talisman ihrer süßen Liebkosungen alle trüben Gedanken in die Zukunft. Bei ihr kann man nur an die Gegenwart denken.

Trotz dem fühle ich, daß meine Neigung zu Fräulein Adolphine täglich inniger wird. Auch Lucilie liebe ich, aber welch' ein Unterschied zwischen meinen Gefühlen für die Eine und die Andere! Bei letzterer ist meine Schüchternheit gänzlich verschwunden; ich scherze, lache, küsse, und denke nur an's Vergnügen. Der Anblick ihrer Reize, ihr schelmisches Auge, ihr anmuthiges Wesen entflammt meine Sinne; ich bin wie berauscht von süßer Luft. Bei Adolphinen bin ich noch immer gleich schüchtern, gleich verlegen. Ich hätte ihr tausend Dinge zu sagen und finde keine Worte dafür, ich sehe sie nur verstohlen an, ich fürchte und wünsche ihrem Auge zu begegnen. Spricht sie mit mir, so zittere und seufze ich; steht sie einen Andern an, so wird mir ich weiß selbst nicht wie schwül zu Muth. Ist das eigentlich Vergnügen, was ich in ihrer Nähe empfinde? Schwerlich, und doch muß es so sein, weil ich für diesen Genuß alle Genüsse, die Lucilie mir gewährt, hingeben würde. Es gibt also zwei Arten von Liebe. Wie kommt es, daß man der Liebe, die uns glücklich macht, die andere vorzieht, die uns Schmerzen bringt?

Ungeachtet Luciliens Verbot sehe ich Nanetten nach wie vor. Das gute Kind nimmt in Allem,

was mich betrifft, den lebhaftesten Antheil; ich muß ihr haarklein erzählen, wie ich den Tag über lebe und was ich thue. Gegen sie schütte ich mein ganzes Herz aus, gewisse Vertraulichkeiten abgerechnet, die ich für mich behalten muß, weil ich kein Kind mehr bin und das männliche Alter, dem ich mich nähere, Verschwiegenheit fordert. Aber auch Nanette ist größer und reifer geworden. Eines Tages, als wir allein sind, fällt mir ein, was Lucilie kürzlich sagte.

„Nanette,“ sage ich zu ihr, „ich habe keine Geheimnisse vor Dir, wie Du weißt, doch scheint mir, Du schenkst mir nicht dasselbe Vertrauen.“

Nanette erhebt ihr sanftes, etwas schmach tendes Auge auf mich und fragt erstaunt:

„Was meinst Du, Andreas?“

„Ich meine, Du hast gewisse unschuldige Geheimnisse vor mir . . . in Deinem Alter fängt das Herz an sich zu regen, glaub' ich.“

Sie erröthet und fragt eben so hastig als verwirrt:

„Wer behauptet, daß mein Herz sich rege?“

„Niemand, Nanette, ich vermuthe es nur, weil Mamsell Lucilie meint, Du seiest alt genug . . . Einen zu lieben.“

„Deine Mamsell Lucilie ist nicht gescheidt. Sie mag mehr wissen als ich, aber ich sehe nicht die Nothwendigkeit davon ein.“

„Sei nur nicht böse, Nanette, es ist ja kein Verbrechen, einen Liebhaber zu haben; ich meine einen Mann, der Dir in Ehren den Hof macht.“

„Nein, Andreas, nein, ich habe keinen und werde nie einen haben.“

„Wie? Wer steht Dir dafür?“

„Ich selbst, Andreas, ich! Aber was geht das denn Mamsell Lucilie an und warum setzt sie Dir solche Dinge in den Kopf?“

Nanette hält die Schürze vor's Auge.

„Tröste Dich, Nanette,“ sage ich und nehme sie in den Arm. „Du brauchst nicht zu weinen; ich sagte da nichts Arges von Dir.“

„O doch, doch! Wie kann man mir einen Liebhaber andichten, mir, großer Gott, ist's möglich!“

„Warum nicht, Nanette? Du bist hübsch genug, Einem zu gefallen.“

Nanette erhebt schnell den Kopf und sieht mich vergnügt an.

„Also Du findest mich hübsch, Andreas?“

„Gewiß, Nanette.“

„Eben so hübsch als Fräulein Adolphine und Mamsell Lucilie?“

„Das ist schon . . . anders.“

Sie blickt traurig nieder und wiederholt:

„Ja, ich sehe, daß es was Anderes ist.“

„Es gibt so viele verschiedene Schönheiten, Nanette; keine sieht der andern ganz gleich und doch gefallen sie uns alle.“

„Mein Gott, Andreas, wie gelehrt Du über diese Dinge zu sprechen weißt! Hast Du das auch von Mamsell Lucilie gelernt?“

Diese naïv-unschuldige Bemerkung Nanettens

zwingt mich, zu erröthen. Nach einer Weile hebt sie auf's Neue an:

„Und wär's Dir recht, wenn ich einen Liebhaber hätte?“

„Warum nicht? wenn er anders gut, redlich, fleißig und verständig ist. . . kurz so, wie Du's verdienst.“

Nanette antwortet Nichts. Sie steht auf und trocknet sich, während sie ihre Arbeit holt, mit dem Schnupstuch heimlich die Augen. Womit hab' ich ihr denn weh gethan? Ich denke nach, aber finde Nichts; gleich darauf tritt Vater Bernhard in's Zimmer und macht unserm Gespräch ein Ende. Vergeblich über die Ursache von Nanettens Kummer nachdenkend, kehre ich in's Hotel zurück.

Hier finde ich Alles in großer Bewegung. Im Hofe des Hotels hält ein Reisewagen und dicht dabei steht ein von Kopf bis zu Fuß bestaubter Postillon. Wer mag denn angekommen sein? Zum Glücke begegne ich alsbald der allwissenden Lucilie, die mir die gewünschte Aufklärung gibt.

„Der Neffe des Herrn Grafen,“ zischelt sie mir in's Ohr, „ist so eben aus dem Wagen gestiegen.“

„Welcher Neffe? Zum ersten Male höre ich von einem Neffen des Herrn Grafen.“

„Natürlich! denn er ist erst kürzlich zu Vermögen gelangt. Er ist der Sohn einer Schwester des Herrn Grafen, die einen Marquis von Thurigny heirathete, der seiner Wittwe Nichts hinterließ als seinen vor-

nehmen Namen. Die arme Frau schrieb an ihren Bruder, der aber that das Klügste — er schwieg. Vor zwei Jahren starb die Mutter des jungen Marquis und erst vor Kurzem hat Letzterer von einem Onkel seines Vaters eine hübsche Summe geerbt. Kaum hat der Graf dieß erfahren, so hat er seinem Neffen, der in der Normandie ansäßig ist, geschrieben, um ihn nach Paris einzuladen. So eben ist er bei uns eingetroffen und, wie's scheint, wird er hier im Hotel wohnen, denn der Herr Graf hat mehrere Zimmer elegant einrichten lassen.“

„Und wie alt ist dieser Neffe?“

„Fast so jung wie Du, Andreas: zwanzig Jahre höchstens, so ein Herrchen, das aus dem College kommt, aber dabei mit Anstand, Ton, vielem Wiß, wie mir scheint, übrigens nicht häßlich von Gesicht; etwas weniger Dünkel stünd' ihm noch besser, aber, mein Gott! was kann man verlangen von so einem Bürschen, das plötzlich zu Vermögen kommt? Das muß ihm das Köpfchen verrücken! Man muß schon viel Vernunft haben mit zwanzig Jahren, um nicht unerträglich zu werden, wenn Einem baare zwanzigtausend Livres Renten zufallen.“

„Ich weiß nicht, warum die Ankunft dieses jungen Herrn mir nicht behagt. Das fehlte noch, daß ein solcher Neffe sich im Hotel festsetzt; er spricht Adolphine täglich, stündlich, da muß er sich in sie verlieben! Und wär' er nur häßlich, ungestalt, aber Lucille sagt, er sei nicht übel... ziemlich hübsch; das ist zum Verzweifeln! Zwanzig Jahre alt, hübsch, reich... ach,

wie glücklich mag er sein oder noch werden! Jetzt ist's aus mit Dir, armer Andreas! Aber was durfst Du auch hoffen? Weißt Du nicht, daß eine himmelhohe Kluft Dich trennt von dem lebenswürdigen Kinde? daß ihr Vater Dich verächtlich ansieht? Ja, ich weiß dieß Alles und doch ärgert mich die Ankunft dieses Neffen.

Diesmal bin ich eben so neugierig als Lucilie. Ich brenne vor Ungeduld, den neuen Ankömmling zu sehen. Endlich geht mein Wunsch in Erfüllung: ich sehe ihn von meinem Fenster aus über den Hof spazieren. Wirklich ist er groß, ziemlich schlank, regelmäßig von Gesicht; aber wie gebieterisch gegen seine Diener, wie anmaßend und nachlässig in Manieren, wie abgeschmackt in Kleidung und Haltung. Er bleibt kaum fünf Minuten im Hofe und schon hat er wenigstens hundert Mal mit der Hand in seiner Frisur herumgefahren, die Cravatte hin und her gezupft und seine Kleider glatt gestrichen; wie kann so Einer lebenswürdig, geistreich, gemüthlich sein? Innsgeheim gebe ich mich der Hoffnung hin, er werde Adolphine nicht gefallen.

Den ganzen Tag bleibe ich auf dem Zimmer; ich wage nicht, zur Gräfin hinunterzugehen, aus Furcht, dem jungen Marquis zu begegnen. O, wie bleiern schleichen die Stunden dahin!

Gegen Abend besucht mich Lucilie. Sie fragt nach der Ursache meiner Verstimmung; ich möchte nicht, daß sie sie erräth und doch kann ich mir keine Gewalt anthun. Lucilie versucht nach besten Kräften,

meinen Trübsinn zu verschrecken; diesmal sind alle ihre Anstrengungen vergebens. Das erzürnt sie so, daß sie betheuert, ich sei ganz unausstehlich und verdiene nicht mehr, daß man sich so viel Mühe um mich gebe.

Ich lasse sie fortschwätzen: die härtesten Vorwürfe hätte ich ruhig angehört, und denke nur an Adolphine und den jungen Marquis. Als sie merkt, daß mit Bösem Nichts anzufangen ist, versucht sie's auf andere Weise und wirft sich schluchzend auf einen Stuhl. Die Thränen der Schönen erweichen auch das härteste Männerherz, wie viel mehr das Herz eines achtzehnt-halb-jährigen Jünglings, der im ersten Stadium der Liebe sich befindet.

Ich biete Allem auf, meine hübsche Leidtragende zu besänftigen, die mich der Reihe nach ein Ungeheuer, ein Treuloser, ein kleiner Verräther und Gott weiß was sonst noch schimpft. Vergebens betheure ich ihr, daß sie im Irrthum sei; alle Worte und Vorstellungen fruchten Nichts: sie behauptet, Welt und Menschen besser zu kennen. So muß denn auch ich zu andern Mitteln greifen.

Endlich hab' ich ihre Thränen getrocknet; sie findet mich nachgerade nicht mehr so schlimm und böse, bittet mich aber beim Fortgehen flehentlich, das widerliche sauertöpfische Wesen abzulegen, wenn ich anders den Damen gefallen wolle. Als sie fort ist, stelle ich allerhand vergleichende Betrachtungen an über mein Verhältniß zu den drei Weibern, die ich am meisten liebe. Adolphine macht mich glücklich mit einem

Worte, einer lächelnden Miene; sie scheint die innigste Freundschaft für mich zu empfinden, spricht immer mit Vergnügen mit mir, und doch ist sie nicht traurig, wenn ich nicht bei ihr bin; sie gibt sich allen Vergnügungen ihres Alters ganz und ungetheilt hin, vielleicht weil sie mich dann vergißt. Lucilie dagegen vergöttert mich, wie sie sagt, und möchte den ganzen Tag bei mir sein; aber ihre Liebe ist gebieterisch, sie zankt und schilt mich, wenn ich zerstreut und nachdenklich bin; ich soll nur sie sehen, nur an sie denken, ihr ewig neue Beweise meiner Zärtlichkeit geben; ihre Liebe ist etwas selbstischer Art, wie mir dünkt. Nannette endlich ist immer gleich gut und freundlich gegen mich, bin ich froh oder traurig, erzähl' ich ihr von Lucilie oder von Adolphine. Sie bezeugt mir stets die nämliche Freundschaft und braucht mich bloß zu sehen, um glücklich zu sein. Ja, gute Schwester, ich weiß gewiß, Dein Herz wird sich nie verändern, denn die Freundschaft, die dich beseelt, ist dauerhafter als Liebe.

Den folgenden Morgen läßt mich Herr Dermilly zu sich rufen. In der Vorhalle des Hotels treffe ich den jungen Marquis und Champagne. Ich grüße den Neffen des Herrn Grafen höflich; der aber sieht mich an, bückt sich gegen Champagne und fragt ihn so laut, daß ich's höre:

„Wem gehört der Knabe?“

Wem ich gehöre? O, die Unverschämtheit! Bin ich denn ein Knecht?

Champagne antwortet leise dem jungen Marquis,

der höhniſch zu lächeln anfängt und eben ſo laut wie früher ſagt:

„So, ſo, das iſt der Savoyarde, von dem mein Onkel mir erzählte?“

Schon wieder der Savoyarde! Der anmaßende Ton, in dem der junge Menſch dieſe Worte ſpricht, treibt mir das Blut in's Geſicht. Schon will ich umkehren und ihn zur Rede ſtellen, denn mich gelüſtet, an dieſem Mann, den ich, ohne ihn zu kennen, verabscheue, mein Mütſchen zu fühlen und mich mit ihm zu ſchlagen. . . aber er iſt nicht mehr da. Alsbald werde ich ruhiger und zittere über dem Gedanken, der in mir aufſtieg. Im Hauſe meiner Wohlthäterin Händel zu ſuchen mit einem Verwandten ihres Gatten, iſt das der Dank für ihre große Güte gegen mich? Lieber flieh' von hier, ſage ich zu mir, ehe du dich auf ſo ſchnöde Weiſe an deiner Beſchützerin vergehſt!

Ich begeben mich zu Herrn Dermilly.

„Andreas,“ redet er mich an, „ich habe Dir einen Vorſchlag zu machen, von dem ich wünſche, daß er Dir genehm ſein möge, doch ſtelle ich Alles Deinem freien Willen anheim. Auf Rath meines Arztes bin ich zu einer Reiſe in die Schweiz entſchloſſen; ſchon lange ſehne ich mich nach dem ſchönen Lande, das dem Auge des Malers eben ſo viel Genuß verſpricht wie dem Auge des einfachen Naturfreundes. In acht Tagen reiſe ich ab. Willſt Du mit?“

„Ob ich will!“ ruſe ich entzückt und drücke gerührt Herrn Dermilly's Hand. „Sie könnten mir den

Vorschlag zu keiner passenderen Zeit machen. Ja, ja, ich reise mit Ihnen, wann Sie wollen: morgen, heute, noch in dieser Stunde!"

Solche Reiselust und die Wärme im Ausdruck derselben scheinen Herrn Dermilly zu erstaunen. Er sieht mich lange prüfend an und sagt dann:

"Es freut mich, Andreas, daß Du mich begleiten willst, aber ich gestehe, diese Sehnsucht, von Paris fortzukommen, überrascht mich ein wenig. Bist Du nicht mehr so glücklich im Hause des Grafen wie früher? und wenn das ist, warum hast Du mir die Ursache Deines Kummers verschwiegen?"

"O, ich habe keinen Kummer, Herr Dermilly. Die Frau Gräfin ist immer gleich gut gegen mich."

"Ich weiß, daß Caroline Dich zärtlich liebt. Dennoch bist Du seit einiger Zeit nicht mehr der Alte. Ich habe Dich genau beobachtet, aber geschwiegen, weil ich hoffte, Du würdest Dich mir von selbst entdecken."

"Wenn ich Geheimnisse hätte, Herr Dermilly, so wären Sie der Erste, dem ich sie mittheilte. Wie Vieles verdanke ich Ihnen? Sie haben mich gepflegt, mich als Ihren Sohn behandelt, mich die schöne Kunst gelernt, welche die inneren Anschauungen auf die Leinwand zaubert, haben mir Geschmack beigebracht an allem Guten, Wahren, Edeln und Schönen. Das Alles haben Sie gethan und mehr noch... Sie wären der Erste, der Einzige, dem ich meine Geheimnisse anvertraute. Aber ich habe keine, keine, gewiß nicht!"

Der Ton dieser Worte scheint ihn nicht zu überzeugen, denn er sieht mich noch immer forschend an.

„Hast Du wieder Etwas mit dem Herrn Grafen gehabt?“

„Nein, Herr Dermilly.“

„Du verträgst Dich noch immer gut mit Mamsell Lucilie?“

„Noch immer, Herr Dermilly.“

Bei den Worten muß ich unwillkürlich lächeln; auch Herr Dermilly lächelt, wie ich glaube. Nach einer Weile hebt er ernsthafter an:

„Und Nanette?“

„Hat mich gleich gern. Das gute Kind bleibt sich immer gleich.“

„Und Adolphine?“ fragt er, mich schärfer ansehend.

Der Name Adolphine bringt mich in äußerste Verwirrung.

„Fräulein Adolphine,“ stotterte ich nothdürftig heraus, „ist so gut, so liebenswürdig.“

Mehr kann ich nicht, ich fürchte mich zu verrathen. Herr Dermilly hält mit Fragen ein, sieht mich tief bewegt an und ruft nach einer Pause seufzend: „Armer Andreas!“ Dabei drückt er mir zärtlich die Hand.

„Armer Andreas!“

O Himmel, sollte er mein Geheimniß errathen haben? Aber woran? Hab' ich doch kein verdächtig Wort gesagt!

„Du gehst mit mir,“ sagt Herr Dermilly nach

einer Pause zu mir. „Die Reise wird Dir eben so wohl thun, und statt acht Tage zu warten, wollen wir schon übermorgen Paris verlassen.“

„Gehen wir nach Savoyen, Herr Dermilly?“ frage ich ihn nach einer Weile.

„In diesem Jahre nicht, Andreas, aber im nächsten, wenn meine Gesundheit es erlaubt. Dann wollen wir Deine gute Mutter besuchen.“ Welch ein Glück, nach so langer Abwesenheit die Mutter wiedersehen! An der Mutterbrust vergißt man, denke ich, alle Schmerzen der Liebe.

Die Abreise ist unwiderruflich auf übermorgen festgesetzt. Ehe ich in's Hotel zurückkehre, gehe ich zu Vater Bernhard, ihm den Entschluß des Herrn Dermilly mitzutheilen. Nanette nimmt diese Nachricht ungleich ruhiger auf, als ich geglaubt hätte; es scheint ihr sogar lieb zu sein, daß ich das Hotel verlasse.

„Du sollst immer bei Herrn Dermilly bleiben,“ sagt sie, „er ist so gut und hat Dich so lieb. Du bist bei ihm besser aufgehoben, dünkt mich, als beim Grafen, der so unartig gegen Dich ist. Wirst Du nach Deiner Rückkehr wieder im Hotel wohnen?“

„Gewiß, Nanette, eine Zeit lang wenigstens.“

„Ich an Deiner Stelle, Andreas, ich würde nicht im Hotel bleiben, wenn ich so viel wüßte, wie Du jetzt. Du hast weiter nichts davon, als daß Du Dich an ein vornehmes Leben gewöhnst.“

Ich glaube, Nanette hat nicht ganz Unrecht. Aber hat nicht meine Wohlthäterin ein Recht, über mich

zu verfügen. Und werde ich's je über mich gewinnen können, Adolphine zu verlassen? Ach, in dem Augenblick denke ich erst an den jungen Marquis!

Bei meiner Rückkunft in's Hotel lasse ich mich bei meiner Wohlthäterin melden. Zitternd trete ich in's Zimmer, wo ich Mutter und Tochter allein finde und ihnen die Absicht des Herrn Dermilly mit mir eröffne.

Die Gräfin billigt meine Entschlüsse. „Die Reise kann Dir nur nützlich werden,“ sagt sie zu mir; „sie vervollständigt Deine Erziehung. Herr Dermilly kann Dir die beste Anleitung geben, mit fremden Ländern und Menschen bekannt zu werden und nützliche Kenntnisse einzusammeln. Nach Deiner Rückkehr will ich gleich an die Sicherung Deiner Zukunft denken.“

Raum höre ich, was die Frau Gräfin sagt, denn Auge, Ohr und Sinne sind ganz bei Adolphine, die, wie mir scheint, bei dieser Nachricht blaß geworden ist. Sollte ihr wirklich meine Abreise Schmerz machen? Ach, wenn ich Hoffnung hätte, daß sie mich nicht ganz vergiftet, dann würde ich die Reise weniger unglücklich antreten.

Sie erhebt sich und kommt auf mich zu.

„Wie, Andreas,“ sagt sie, „Sie wollen uns verlassen?“

Der Ton, in dem sie fragt, geht mir bis in die tiefste Seele. Dann umarmt sie ihre Mutter und fragt weiter:

„Warum lassen Sie Andreas fort, liebe Mutter?“

Wozu braucht er die Reise? Er ist viel besser bei uns hier."

"Mein liebes Kind," antwortete die Gräfin lächelnd, "Andreas kommt bald zurück. Auch müssen wir uns allmählig an die Trennung von ihm gewöhnen; bedenke, er kann nicht immer bei uns bleiben: Andreas wird täglich älter und größer und muß... doch davon später mehr."

Adolphine sieht mich traurig an und ich blicke seufzend nieder. Ich darf ihr nicht sagen, daß es mein höchstes Glück wäre, ewig bei ihr zu sein und zu bleiben! Es gibt ja Manches im Leben, was man nur denken, nicht sagen darf.

Plötzlich wird die Thüre aufgerissen. Laut lachend stürmt der junge Marquis herein und wirft sich in einen Sessel.

"Der Herr Onkel ist wüthend," ruft er, sich den Bauch haltend vor Lachen. "Ich wollte Cäsar rauchen lernen und habe ihm dabei einen Zahn ausgebrochen."

Die Ankunft des jungen Marquis unterbricht uns Drei. Madame hat die Güte, ihn anzuhören, Adolphine setzt sich an ihr Piano und ich gehe fort, denn der Unfall Cäsars verhindert natürlich, an die Abreise des Savoyarden zu denken.

Nur Lucille weiß noch nichts von meiner bevorstehenden Abreise. Ich will damit warten bis Abend, denn sobald die Frau Gräfin ihre Dienste nicht mehr braucht, kommt sie gewöhnlich auf mein Zimmer, um noch ein Weilchen zu plaudern, ehe sie zu Bett geht.

Schon höre ich sie die Treppe herauffliegen. Gewiß erkundigt sie sich, ob ich heute wieder so traurig bin wie gestern.

Ich weiß nicht recht, wie ich bei ihr die Sache anbringe; sie ist so selbstsüchtig, so stürmisch in ihrer Liebe. Ich fürchte, sie zu erzürnen, und doch muß ich reden; sie selbst fordert mich dazu auf.

„Du hast wieder was heut' Abend,“ sagt sie mir, „ich seh' Dir's an den Augen an. Schon wieder Geheimnisse vor mir, he? Ich will und muß Alles wissen, selbst Deine Treulosigkeiten, wenn Du undankbar genug warst, solche zu begehen.“

„Nein, nein, Lucilie.“

„So sprich, Andreas. Ich denke mir allerhand.“

„Lucilie, ich will fort, aber komme bald wieder.“

„Du willst fort, mein Gott, um elf Uhr Nachts? Mein Herrchen, das geht nicht, oder ich sag's Madame.“

„Sie verstehen mich nicht, Lucilie. Herr Dermilly will mich mitnehmen in die Schweiz, wohin er reist auf den Rath seines Arztes; ich begleite ihn, und schon übermorgen reisen wir ab.“

„Abreisen? . . . in die Schweiz? . . . übermorgen? Und das sagt er mir so, als . . . Andreas, wenn Du fortgehst, tödt' ich mich aus Herzeleid!“

Sie wirft sich in einen Stuhl, macht die Augen zu, streckt die Hände aus und knirscht mit den Zähnen. Mein Gott, ich glaube, sie kriegt Krämpfe. . . ja, ja, sie wird unwohl. Geschwind laufe ich in ihre Kammer, hole Orangenblüthenwasser, Zucker, Essig,

Kölnischwasser, reibe ihr die Schläfe und halte ihr das Flacon unter die Nase. „Lucilie!“ rufe ich, „geliebte Lucilie, erwache! Ich komme ja bald wieder; ich will Dich nicht vergessen!“

Sie antwortet nicht, sie regt und rüttelt sich nicht. Meine Unruhe steigt auf's Höchste; schon will ich Hülfe rufen, als sie plötzlich aufspringt, die Gläser und Flaschen, die ich ihr hinhalte, mir aus der Hand wirft und zornig schreit: „Nein, mein Herr, Sie reisen nicht, ich will es nicht, ich, verstehen Sie mich! Sie bleiben hier oder ich gehe mit Ihnen überall hin, bis an's Ende der Welt. Mag man sagen, was man will, gleichviel!“

Dabei geht sie heftig im Zimmer auf und ab, stampft mit dem Fuß auf den Boden, wirft die Möbeln bei Seite, die ihr im Wege stehen, schlägt mit geballter Faust auf den Tisch und Commode, wie ein kleiner Teufel. Obgleich ich daraus ersehe, daß sie was auf mich hält, fürchte ich doch, daß man den Lärm unten hört. Ich versuche die letzten Worte, sie zu beruhigen; sie hört mich nicht. Endlich habe ich das Reden satt. Dann fängt sie an zu weinen und mit den Thränen hat ihre Raserei aufgehört.

Allmählig nimmt sie Vernunft an und spricht nicht länger davon, mir zu folgen oder sich um's Leben zu bringen. Dafür geht es jetzt an ein Seufzen und Schmachten; ein Schwur ewiger Treue drängt den andern u. s. w. Ich thue Alles, was ich kann, sie zu beruhigen, aber es will mir nicht recht gelingen.

Es schlägt Mitternacht. Lucilie will fort, doch

bittet sie mich, sie zu begleiten, um noch länger bei mir zu sein. Ich habe ja nicht weit; ihre Thüre ist der meinigen gegenüber. Lucilie bittet mich einzutreten; sie habe noch keine Lust zu schlafen. Ich auch nicht, und wie könnte ich ihr Etwas abschlagen, die mir so viel Anhänglichkeit bezeugt! Ich gehe also hinein, nur für einen Augenblick, aber ich weiß nicht, wie es kommt: die ganze Nacht verfliegt und die liebe Sonne findet mich noch in Luciliens Kammer.

„Mein Gott,“ ruft das junge Kammermädchen, „Alle sind schon wach im Hotel. Wenn sie Dich fortgehen sehen, was werden sie von mir denken?“

Gewiß keine Unwahrheit! sag' ich bei mir. Doch begreife ich, daß man gewisse Dinge nicht an die große Glocke hängen darf. Lucilie will, ich soll bis an den Abend in ihrer Kammer versteckt bleiben. So weit geht meine Vorsicht nicht und ich finde mich veranlaßt, Lucilie in aller Güte zu widersprechen. Ich glaube, sie hätte mich gar zu gern ganz bei sich behalten!!

Uebrigens habe ich noch allerlei Vorkehrungen zu treffen für die morgige Abreise. Trotz der flehentlichsten Bitten Luciliens, die Alles für ihren guten Ruf befürchtet, schlich ich mich fort aus ihrer Kammer und erreiche ungesehen die meinige. Ich packe meine Effekten und lasse sie dann zu Herrn Dermilly bringen. Es bleibt mir kaum noch Zeit, von Vater Bernhard und Nanette Abschied zu nehmen. Ich verspreche der guten Schwester, ihr recht oft zu schreiben und bitte sie, mir eben so oft zu antworten. Zu-

gleich händige ich Bernhard eine neue Geldsumme für die Mutter ein. Von der Seite kann ich also auf einige Zeit ruhig sein.

Auch Lucilie will, daß ich ihr schreibe, was ich unter der Bedingung verspreche, daß sie meine Briefe beantworte und mich über Alles, was während meiner Abwesenheit im Schlosse vorgeht, auf dem Laufenden halte. Ich kann mich an keine bessere Quelle wenden.

„Ich verspreche Dir's, Andreas,“ sagt sie. „Nur darfst Du über meinen Styl nicht lachen.“

Ueber ihren Styl lachen! Glaubt sie denn, ich könne je vergessen, was ich früher gewesen bin? Sie meint, ich dürfe es so Manchem nachmachen, die ihre Abkunft nur zu bald vergessen! Nein, Lucilie, Du irrst, ich werde meines Vaterlandes, meiner Herkunft, meiner Eltern, meiner Hütte ewig eingedenk bleiben!

Ich nehme den Augenblick wahr, wo Madame mit ihrer Tochter allein ist, um ihnen Lebewohl zu sagen. Wie betrübt sieht mich Adolphine an! Mein Herz ist so voll, daß ich keine Worte finden kann und schweigend vor Madame stehen bleibe. Doch erräth sie, warum ich komme.

„Adieu, Andreas,“ sagt sie, „reise glücklich und vor Allem gib genau Acht auf Herrn Dermilly. Seine Gesundheit ist sehr leidend, doch hoffe ich, die Reise soll ihm gut thun. Du weißt nicht, Andreas, wie viel Du an ihm hast: einen Vater, einen Freund Das vergiß nicht.“

Das sagt sie mit tief bewegter Stimme. Ich nehme ihre Hand, drücke sie an mein Herz und versichere ihr, daß ich Alles thun werde, um mich der Güte dessen, dem ich nach ihr das Meiste verdanke, stets würdig zu beweisen.

Dann wende ich mich zu Adolphine, verneige mich gegen sie und will fortgehen.

„Nun, Andreas,“ sagt meine Wohlthäterin, „und Du umarmst Adolphine nicht?“

Sie umarmen! Das wagte ich nicht, und noch in dem Augenblicke wage ich's nicht. Aber das liebe-liche Kind steht auf und nähert sich mir einige Schritte. Sie hält mir die rosige Wange hin und sagt:

„Adieu, Andreas, kommen Sie bald und recht gesund zurück.“

Leise berühre ich mit meinen Lippen ihre Wange und stürze dann zur Thüre hinaus, denn der Kopf schwindelt mir; ich weiß nicht mehr, wo ich bin. Die Erinnerung an diesen seligen Augenblick begleitet mich überall hin auf meiner Reise.

Sechstes Kapitel.

Die Schweizerreise.

Der Wagen rollt dahin; mehrere Meilen trennen mich schon von ihr und doch fühle ich den Sammt ihrer Wange noch auf meinen Lippen, doch weht mich noch ihr süßer Athem an, doch bebe ich noch von der zauberischen Wirkung ihres Kusses!... Rausch

der Liebe, du bringst alle anderen Gefühle zum Schweigen, du machst oft ungerecht, hart, undankbar und selbstsüchtig. Schwestern, Freunde, Eltern . . . Alles ist vergessen, so lange du dauerst. Aber du bist nur ein Rausch. Mit dem Wiedererwachen der Vernunft tritt auch die Freundschaft in ihre alten Rechte ein!

Mehrere Stunden lang starre ich schweigend vor mich hin, in tiefes Nachdenken versunken. Herr Dermilly ist so zart, mich nicht aufzustören aus meinen Träumereien. Endlich sehe ich mich im Wagen um und finde mich an der Seite dessen, der mich zu seinem Reisegefährten erkoren hat, und noch habe ich kein sterbend Wörtchen mit ihm gewechselt.

„Verzeihen Sie, Herr Dermilly,“ sage ich, mich schnell aufrichtend, „ich dachte . . .“

„Macht Nichts, Andreas,“ antwortete er liebevoll, „ich weiß, was Dich drückt. Im Anfang der Reise ist das Herz noch voll vom Abschiede. Aber das gibt sich bald. Sieh' Dich um mit mir in der freien Natur; labe Dich an der schönen Landschaft, an den Feldern, Wiesen und Waldungen; vergiß einen Augenblick Paris: Du findest es wieder, wie Du es verlassen hast. Andreas, Du bist kaum achtzehn Jahre, und schon quält Dich die Liebe. Bestiege die Leidenschaft oder sie besiegt Dich und macht Dir viel Kummer. Diese Welt ist nicht für empfindsame Herzen geschaffen. Nimm' Dir ein Beispiel an mir: auch mich hat die Liebe unglücklich gemacht, weil ich meiner Leidenschaft freien Lauf ließ. Ohne diese

Neigung, wie glücklich könnte ich jetzt sein! Jetzt erst, in meinem vierzigsten Jahre, sehe ich ein, wie unvernünftig ich handelte; damals, im fünfundzwanzigsten Jahre, dachte ich anders. Ich warne Dich, Andreas: solltest Du eine Neigung fühlen, die keinen Erfolg verspricht, so reiß' Dich heraus, dann siegst Du über sie."

Herr Dermilly hat ganz recht. Statt ewig von der reizenden Adolphine zu träumen, thäte ich besser, meinem Herzen anderweitige Beschäftigung zu geben, selbst auf Unkosten meiner Treue gegen Lucilie. Aber ich bin noch weit von den Bierzigen und denke jetzt, wie Herr Dermilly im fünfundzwanzigsten Jahre dachte.

Mein Gefährte unterhält mich von Nanette, Bernhard, meiner Mutter und dem armen Peter, der gewiß nicht mehr lebt. Wie gerne höre ich ihm zu. Nein, die Liebe hat so süße Erinnerungen noch nicht aus meinem Herzen verbannt! Dafür unterhalte ich ihn von der gnädigen Frau. Dann, glaube ich, träumt er noch eben so sanft wie in seinem fünfundzwanzigsten Jahre.

Zum Lohn dafür unterhält er mich wieder von Adolphine. Dann mache ich's, wie er zuvor. Keine Sylbe entfällt mir, und ich bitte ihn, immer wieder von vorn anzufangen. So verständigen sich unsere Herzen auf's Beste. Unter diesem gegenseitigen Austausch von Gedanken und Gefühlen verfließt die Zeit auf's Angenehmste.

Unser Weg geht zuerst nach Basel, wo wir einige Zeit bleiben wollen, um die Umgegend zu besuchen. Die Stadt selbst ist ziemlich finster; die Einwohner

sind nicht sehr verbindlich, aber die Umgegend herrlich. Welch' Bergnügen, in den malerischen Thälern herumzustreifen, die Berge zu erklimmen, die alten Schloßruinen auf ihren Gipfeln zu ersteigen und von dort aus dem Sturz der Gießbäche über den Felsengrund zuzusehen. Dieser prachtvolle Anblick erinnert mich an meine Heimath. Die Schweiz hat viele Aehnlichkeit mit Savoyen, nur scheinen die Bauern dort reicher und glücklicher zu sein; selten erblickt man einen Bettler. Wir treten in aller Frühe unsere Wanderungen an und kommen oft erst den andern Tag zurück, dann schlafen wir in Sennhütten bei Bauern, die uns mit ihrer weitgepriesenen Herzlichkeit und Gastlichkeit aufnehmen. Am achten Tage unseres Aufenthalts in Basel bekamen wir Briefe von Paris; denn sie wußten, daß wir um die Zeit in Basel sein werden. Es sind darunter zwei für mich und bloß einer für Herrn Dermilly, aber mit welchem Glücke eröffnet er ihn... und kein Wunder, eine einzige Zeile von geliebter Hand ist ja schon so wohlthuend! Aber habe ich ein Recht, zu klagen, ich Undankbarer? Die Briefe sind von Lucilie und Nanette. Fangen wir mit Lucilie an: ich muß wissen, wie es im Hotel zugeht.

Seht den Schelm: nichts als Versicherungen ihrer Liebe und Treue! Glaub' Ihnen, Mamsellchen. Lieber wären mir Nachrichten über Madame, Adolphe...! Sie denkt immer an mich, sie stirbt vor Sehnsucht nach mir. Gut, gut... aber kein Wort von Adolphe, vom jungen Marquis. Die Lucilie denkt

doch an Nichts! Aber halt, da ist ein kleines Post-scriptum. „Nichts Neues im Hotel. Madame ist traurig, das gnädige Fräulein ditto, der Herr Graf leidet an Verstopfung, der junge Marquis lebt in Saus und Braus.“ Um so besser, so kann er nicht bei seiner Cousine sein! Was steht da unten noch? „Herr Champagne macht mir immer noch den Hof, aber ich höre ihn nicht.“ Das ist der Mühe werth, so was zu schreiben. Item, ich weiß wenigstens, daß sie traurig und der Herr Better nicht immer um sie ist. Dank Dir, Lucilie.

Jetzt an Nanettens Brief. Gute Nanette, ich hätte mit Dir anfangen sollen! Aber wenn ich an Dich denke, denke ich wenigstens ganz an Dich.

Ihre Zeilen sind der getreue Spiegel ihres reinen, jungfräulichen Herzens. „Sei glücklich,“ schreibt sie, „vergiß mich nicht, wie ich Dich nie vergessen werde.“

Wie kurz, und doch sind die wenigen Worte mehr werth, glaube ich, als die ellenlangen Schwüre Luciliens.

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Basel besuchen wir Bern, Zürich, St. Gallen und Neuchâtel. Unser Album wird täglich reicher an malerischen Landschaftsskizzen. Ach, wäre mein Herz nicht so gedrückt, mit welchem Enthusiasmus wollte ich die Herrlichkeiten der Natur genießen! Aber immer muß ich zurückdenken an's Hotel des Grafen und die Bewohner desselben!

Mit tiefer Bekümmerniß sehe ich, daß es mit

der Gesundheit meines Reisegefährten nicht den erwünschten Erfolg hat.

Täglich wird er magerer, bleicher und schwächer. Ich fürchte, die Ausflüge in die Berge schaden ihm, weil er sich zu sehr anstrengt. Aber so oft ich ihn davon abhalten will, sagt er:

„Laß mich die Natur bewundern und an ihrer Herrlichkeit mich laben, so lange ich noch kann. Vielleicht ist mein Ende nahe; bis dahin möchte ich meine Zeit so nützlich als möglich anwenden.“

Wir bringen fast zwei Monate in diesen schönen Gebirgsgegenden zu. Herr Dermilly will nun nach Genf. Wir miethen Saumthiere und, von Führern geleitet, pilgern wir in kleinen Tagereisen weiter und ruhen aus, wo es uns gefällt. Solch' ein Reisen lob' ich mir. Jetzt haben wir den Genfersee erreicht. Herr Dermilly ist schwach und leidend. Ich sehe voraus, daß wir einige Zeit in Genf bleiben müssen, was ich nach Paris schreibe. Seit länger denn zwei Monaten haben wir keine Nachricht. Wie mag es im Hotel zugehen? Sollte ich schon vergessen sein?

Bald darauf antwortet mir Nanette. Immer dieselbe Güte und Sanftmuth! Sie ermahnt mich, Herrn Dermilly so sorgfältig als möglich zu pflegen und ihn keinen Augenblick allein zu lassen. Warum antwortet Lucilie nicht eben so schnell? Sie, die mir bis an's Ende der Welt nachlaufen, aus Sehnsucht nach mir sich umbringen wollte? die von Krämpfen befallen wurde? Woher der Verzug? Bin ich doch noch so jung!

Acht Tage später trifft Luciliens Antwort ein. Immer dasselbe Geschwätz: Liebe, nichts als Liebe. Doch lodert die Liebesflamme nicht mehr so hell und heiß, wie mich dünkt, als im ersten Briefe. Gottlob, endlich einige Details!

„Es geht etwas lustiger zu im Hotel; wir haben mehrere Bälle gehabt. Der junge Marquis ist ein Sausewind, der nie genug kriegen kann. Er ist selbst öfter bei seiner Cousine. Mademoiselle wird täglich hübscher.“

Ach, ich weiß nur zu gut, wie hübsch sie ist. Kaum wage ich weiter zu lesen.

„Sie lacht über die Narrheit ihres Cousins.“

Sie lacht mit ihm! Mein Gott, ich bin verloren. Armer Andreas, sie denkt nicht mehr an Dich! Sie lacht, sie findet ihn lebenswürdig, er gefällt ihr, sie lieben sich, sie heir. . .

Lesen wir weiter.

„Der Herr Marquis hat einen kleinen Engländer als Jockey in Dienst genommen. Er ist erst fünfzehn Jahre alt, noch ein Kind, aber hübsch. . . ich muß lachen über sein Kauderwälsch, er bringt kaum vier Worte französisch heraus.“

Was geht mich das an? Mag er alle Jockey's in Dienst nehmen, der Herr Marquis. Aber halt, sollte sie vielleicht mit ihm lachen, wie Adolphine mit dem Marquis?! Sie gibt sich gern mit jungen Leuten ab, um sie heranzuziehen wie mich. So, so. Daher das lange Stillschweigen? Doch nein! Hab' ich nicht ihren Schmerz, ihre Thränen, ihre Wuth

gesehen, als ich ihr von meiner Abreise erzählte?
Jetzt zum Schlusse.

„Adieu, lieber Andreas. Amüsire Dich gut und
sei recht artig.

Deine treue Lucilie.“

Deine treue Lucilie! Ich habe ihr also Unrecht
gethan.

Ich möchte gerne nach Paris zurück; aber Herr
Dermilly hat Niemand, der ihm von der Frau Gräfin
erzählen könnte, und das allein scheint ihm gut zu
thun, besser als alle Arznei. Er ist krank, ich kann
und darf ihn nicht verlassen... es wäre der schönste
Undank, nach den überschwänglichen Wohlthaten,
womit er mich überhäuft hat. Und müßt' ich ihm
mein ganzes Leben widmen, ich will es ohne Mur-
ren thun.

Endlich befindet er sich besser und wir treten un-
sere Wanderungen von Neuem an. Könnst' ich nur
die Schönheiten der Natur so recht aus vollem Her-
zen genießen. Aber dazu gehört, was mir fehlt:
Seelenruhe. Wenn Eifersucht im Herzen wühlt, dann
erblindet das Auge gegen die Reize der Natur.



